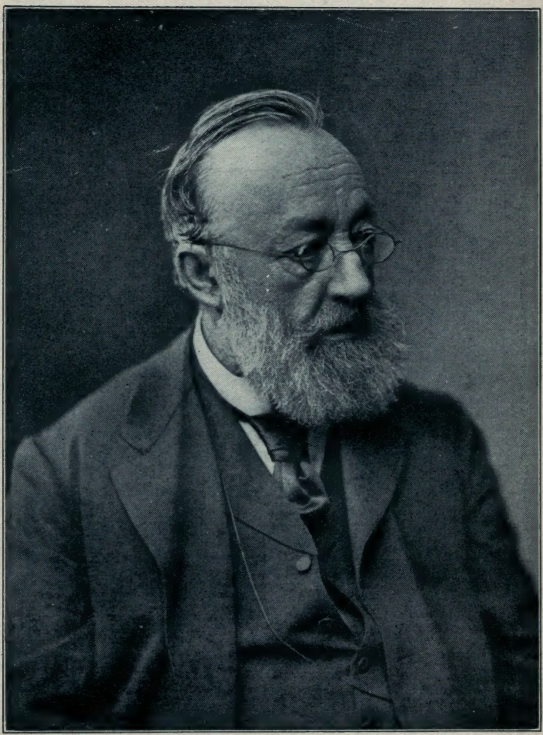

Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg 9

Gottfr. Keller

Dichter-Biographien
22. Band

Gottfried Keller

Von

Carl Enders

Mit einem Bildnis Kellers

188218.
5.3.24.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Copyright 1921 by Philipp Reclam jun. Leipzig

Uebersetzungsrecht vorbehalten

Vorwort

Das vorliegende Büchlein ist ein kaum veränderter Sonderabdruck von zwei Abschnitten der Haupteinführung meiner Ausgabe von Kellers Gesammelten Werken in sechs Bänden im Verlag von Phil. Reclam jun. 1921. Die belanglosen Änderungen gelten der Verselbständigung der Arbeit. Aus dieser Bedingtheit versteht es sich auch, daß hier keine Einzelbetrachtungen der Werke geboten werden. Sie findet der Leser in den Einführungen der Ausgabe (mit Entstehungs- und Druckgeschichte, Darstellung der inneren und äußeren Einflüsse, des Verhältnisses zur Quelle und zur gleichzeitigen Literatur, der Aufnahme und Nachwirkung), zum Teil auch in gekürzter Form in den Nachworten zu den Einzelausgaben der Kellerschen Werke in der Universal-Bibliothek (Nr. 6161—99). Die Gesamteinführungen zu den „Leuten von Seldwyla" und den „Züricher Novellen" finden sich freilich dort nicht, da die Novellen dieser Sammlungen einzeln geboten werden. Doch sind die Bände 3 und 4 der Ausgabe, welche diese Einführungen bringen, auch für sich zu haben.

Der biographische Abriß soll in zehn Abschnitten alles Wesentliche in knapper Geschlossenheit und Herausarbeitung der Notwendigkeit erzählen, welche diesen Lebensgang beherrscht, und die Hauptmomente der persönlichen und weltanschaulichen Entwicklung scharf herausheben: Die Kindheit als den Urgrund, die Zeit der latenten inneren Entfaltung in München, die Epoche der Gewinnung seines Selbst in der Auseinandersetzung mit der Natur, den Menschen, insbesondere den Frauen und der Gesamtheit: Zürich, Heidelberg, Berlin; die Periode der Auswirkung seines menschlichen und künstlerischen Wesens

nach der Heimkehr bis zum Tode. Das Wesentliche des Buches gibt sich in der Charakteristik des Menschen und Künstlers. Ich hoffe damit nicht nur jedem Freund der Werke eine wünschenswerte Grundlage für einen vertiefsten Genuß zu schaffen, sondern auch zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Menschen und Künstlers einiges beizutragen.

Wie weit ich der Literatur verpflichtet bin, wird der Erfahrene leicht erkennen. Interessante Studien, wie die Hochdorfs („Zum geistigen Bilde G. Kellers", Wien 1919), die in Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen die Fülle widersprechender mißachten, sind mit größter Vorsicht zu benutzen. Gerade bei solchen Seelenbildern, die so viel subjektives Verständnis erfordern, ist die umfassendste und zwingendste Begründung Pflicht. Daß wir ohne die tatsachenreiche Hauptarbeit Ermatingers alle auf viel unsichererem Boden stünden, muß doch betont werden. Das Grundlagen schaffende Werk ist zur rechten Zeit gekommen. Das sollte man dankbar anerkennen, statt von ihm etwas zu verlangen, was vielleicht auch im Interesse der Weiterstrebenden noch zurückgehalten wurde. Es ist, so wie es ist, ein Zeugnis für eine weise und Irrwege abschneidende Ökonomie in der Gesamtforschung. Bestimmend war für Ermatinger die Anlage der Bächtoldschen Biographie, als deren ergänzende Neubearbeitung das Werk auf den Plan trat. Das Verhältnis zu der Bächtoldschen Grundlage ist für die Bewertung der Leistung natürlich wesentlich.

Eine Charakteristik von Kellers Formgebung und Kunststil sowie eine Bibliographie der gesamten Keller-Literatur zu Lebzeiten des Dichters und in den dreißig Jahren nach seinem Tode finden sich im ersten Bande der obengenannten Gesamtausgabe von Kellers Werken.

Bonn, im Mai 1921

Prof. Dr. Carl Enders

Inhalt

Seite

Gottfried Kellers Leben I—X 7

Die menschliche und künstlerische Persönlichkeit I—IX 112

Register 162

Gottfried Kellers Leben

I

Daß Gottfried Keller bei einer außergewöhnlich individuellen ja eigenwilligen Entwicklung der repräsentative Vertreter seines Volkstums geworden ist in einem Maße, das kaum je vorher und nachher erreicht wurde, erklärt sich nicht zum wenigsten aus dem Umstand, daß er durch Blut und frühe dauernde Eindrücke mit den wichtigsten Schichten für den Aufbau des Schweizerischen Grundwesens unlöslich verknüpft ist. Stadt und Land um Zürich, Bauerntum und städtischer Mittelstand haben die durch beide ihm vererbten Grundelemente ausgebildet in einem Staatsorganismus und Volkstum, die ihre natürlichen Formen in seltener Reinheit aus sich heraus entfalten konnten. Landwirtschaft und Handwerk wurden seit Generationen in der väterlichen Familie betrieben. Der Vater, Johann Rudolf Keller, wurde 1791 in Glattfelden geboren, erlernte das Drechslerhandwerk und ging 1812 auf eine weitausgedehnte Wanderschaft, blieb vier Jahre in Wien in Arbeit und kehrte über Bayern als fünfundzwanzigjähriger Mann mit besonderen Fähigkeiten 1816 in die Heimat, nach Glattfelden, zurück, wo er als ein grünbefrackter, durch feine Wäsche auffallender und schriftdeutsch sprechender Herr um die Tochter des Doktorhauses, die dreieinhalb Jahre ältere Elisabeth Scheuchzer, werben konnte, mit der er, 1817, getraut nach Zürich zog. Er wohnte zunächst am Neumarkt im „Goldenen Winkel", dann im „Greifen" am Rindermarkt und schließlich in dem selbsterworbenen Haus nebenan „Zur Sichel". Als

Handwerksmeister erwarb er sich bald allgemeine Achtung. Aber er starb schon 1824, 33 Jahre alt, an der Lungenschwindsucht. Wir kennen noch einige Meisterstücke des Vaters (Schachspiel, Nadelbüchslein, die Stockuhrbüsten Goethes und Schillers und eine Büste des Landvogts von Greifensee, Salomon Landolt), die zum Teil auch in der Züricher Keller-Ausstellung von 1919 zu sehen waren. Ein stilles, sehnsüchtiges Ehrfurchtsverhältnis, das von der Mutter genährt wurde, verband den Knaben mit dem toten Vater, das im „Grünen Heinrich" seinen Niederschlag gefunden hat in einer Charakteristik, die von der Mutter selbst als echt und richtig bezeichnet wurde. Denn der Vater nahm an den Bildungsbestrebungen des tüchtigen Mittelstandes regsten Anteil, wofür auch eine Reihe von Zeugnissen sprechen, die erhalten sind und auch schriftstellerische Begabung zeigen. „Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äußeren Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich ein Bild seines inneren Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des großen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube." Der Knabe und Jüngling hatte sich gewöhnt zu bedenken: „Wie würde er nun an deiner Stelle handeln oder was würde er von deinem Tun urteilen, wenn er lebte. Er ist vor der Mittagshöhe seines Lebens zurückgetreten in das unerforschliche All und hat die übernommene goldene Lebensschnur, deren Anfang niemand kennt, in meinen schwachen Händen zurückgelassen, und es bleibt mir nur übrig, sie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich sterben werde." Insbesondere hat er sich politisch am Kampf gegen die Reaktionsbestrebungen der zwanziger Jahre beteiligt und sich in Lektüre und Praxis um die Erziehungsfragen bekümmert. Er gehörte zu den Vorstehern der Armenschule, und wir wissen von seinen freimütigen und eigenes Urteilsvermögen verratenden Äußerungen bei öffentlichen Prü-

fungen. Jeder Mensch hat von Gott eine Summe von Anlagen und Kräften erhalten. „Bloß eine derselben herausheben und die andern vernachlässigen, wirkt auf die wahre Bildung des Menschen einseitig, ja zerstörend. Der wahrhaft gebildete Mensch wird immer der sein, in welchem alle Anlagen und Fähigkeiten möglichst gleichmäßig geweckt und geleitet worden sind. Eine solche harmonische Ausbildung halte ich für die Aufgabe eines wahren Erziehers. Die höchste und schönste Anlage aber ist die sittlich-religiöse, welche denn auch am sorgfältigsten gepflegt und genährt sein will." Das ist das Wesentliche des aufklärerischen Bildungsideals. Seine individuell menschliche Note spricht sich aus in den Worten: „Ich muß aufrichtig bedauern, daß gerade in dieser Schule das Religionsfach zu einer bloßen Gedächtniskrämerei, zu einem Lippenwerke herabgewürdigt wird, wobei Geist und Gemüt leer ausgehen." (Bericht eines Lehrers in der „Neuen Züricher Zeitung" vom 23. April 1863.) Politisch trat er für die Unterordnung der kantonalen Souveränität unter die nationale Einheitsidee in allgemeinen Fragen ein in einem nicht abgesandten und noch vorhandenen Brief an Zschokkes „Schweizerboten": „O des tiefgewurzelten Übels! Soll der Züricher ewig als Züricher und der Berner als Berner reden? Hat die Geschichte noch nicht genug gewarnt? Haben nicht schon Weise genug gerufen: Seid eins, denn nur durch Einheit könnt ihr bestehn! Mit dem Mund wird zwar diese heilige Wahrheit anerkannt, aber durch die Handlungen widersprochen; denn bei allen großen und wichtigen Vaterlandsangelegenheiten kann man sich nicht fügen. Hier sieht einer seinen Kanton, dort einer seine Stadt, ein dritter seine Klasse, oder ein vierter sein Gewerbe durch dieses oder jenes benachteiligt. Wieder andere sind redlich genug, das allgemeine Wohl ins Auge zu fassen." Der Sinn für freiheitliche Betätigung also im Volksganzen, die Abneigung gegen alles Scheinwesen und das Streben nach dem Wesentlichen und Festen im Geiste sozialer Gemeinschaft ist, wie wir sehen, dem Dichter vom

Vater vererbt. In gleichem Sinne begründete dieser mit Gleichgesinnten auch die geheime Bruderschaft, deren Geist dem Sohn durch die nachlebenden Mitglieder vertraut wurde und sich im „Fähnlein der sieben Aufrechten" manifestiert. Die Bruderschaft unterstützte denn auch die Witwe nach dem frühzeitigen Tod des Mannes in der Sorge für die Kinder, Gottfried und seine Schwester Regula, bis der Onkel, der Arzt Heinrich Scheuchzer, die Vormundschaft übernahm.

Die Mutter hat den Sohn ganz im Sinne der väterlichen Anschauungen erzogen. Er hat ihr im „Grünen Heinrich", in der Novelle der „Frau Regel Amrain" und im „Pankraz" eine „Aristeia" geschrieben, wie sie Goethe für die Frau Rat in Dichtung und Wahrheit vorsah und dazu entworfen hat. Ihre einzige Lebensaufgabe war das Wohl des schwer zu behandelnden und von den Verhältnissen bedrängten Sohnes im Geiste der Wahrhaftigkeit und Einfachheit. Kein Opfer war ihr zu schwer, keine Entsagung zu hart und immer selbstverständlich. Aber sie konnte ebensowenig wie er weichselig, „sentimental" sein. Unter äußerer Trockenheit verbarg sie ihr Herz. Ungemein bezeichnend ist sie beim Abschied des „grünen Heinrich" gekennzeichnet: Sie „hätte ihrem Sohne noch gern allerlei gesagt, aber sie konnte mit ihm gar nicht sentimental sprechen, so wenig als er mit ihr. Endlich sagte sie schüchtern und abgebrochen: ‚Werde nur nicht leichtsinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorsehung haben! Denke an den lieben Gott, so wird er auch an dich denken, und mach', daß du bald etwas lernst und endlich selbständig werdest; denn du weißt genau, wieviel du noch zu verbrauchen hast und daß ich dir nachher nichts mehr werde schicken können, das heißt, wenn es dir übel ergehen sollte, so schreibe nur ja, solange du weißt, daß ich selbst noch einen Pfennig besitze, ich könnte es doch nicht ertragen, dich im Elend zu wissen.'" Seine Wege waren ihr oft dunkel und seine bitteren Worte unverständlich, noch mehr sein jahrelanges Schweigen in der Fremde. Man muß schon in das Verhältnis tiefer

eindringen, um es zeitweilig nicht mißzuverstehen. Sie war durch alles nicht zu beirren und hörte ihres Jungen Liebe auch aus kargen Bekenntnissen heraus. Nie hat er von Mund zu Mund so viel gesagt, wie in jenem Brief aus München 1840: „Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir getan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Außenseite habe; ich kann halt keine schönen Worte machen, aber deswegen empfinde ich gewiß alles, was ein echter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können." Und von Berlin schreibt er ihr die gewichtigen Worte, die dem Rauh-Schamhaften sich in die Feder drängen: „Wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran, durch Eure stille Geduld." Die Vernachlässigung der Mutter ist die größte Lebenssünde, die sein „grüner Heinrich" als sein Stellvertreter mit dem Tode büßen muß. Er hat über seinen Träumen das „Reichste und Heiligste" des wirklichen Lebens zerstört und deshalb kein Recht mehr auf eine lebendige Zukunft. Ihre rührende Sorge um das tägliche Leben in frommer Lebensführung und Sparsamkeit hat er in dem Gedicht „Jung gewohnt, alt getan" geehrt: Während er unter verwilderten Gesellen das vom Tisch gefallene Brotstückchen rettet, „sann und sah er sein ehrlich Vaterhaus und einer treuen Mutter häuslich Walten". Und wieder rettet er ein Stück Brot an reicher Tafel gegen die gesellschaftliche Sitte unter spöttischem Lächeln:

Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entschlafen ist in Leid und bittrem Grame.

Das Bekenntnis des „grünen Heinrich" mußte der Mutter genug sein, die ihre letzten Jahre im Hause des Herrn Staatsschreibers beruhigt verbringen konnte. Die persönliche Sprödigkeit hat er aber auch da nicht überwunden und er sparte den großen Dankesausbruch, den er doch ersehnte, auf, bis es zu spät war. In ihrer letzten Stunde war er nicht zur Stelle, und das hat ihn dann noch lange

Jahre gequält. Im „Grünen Heinrich" ist ihre Herbigkeit abgemildert. Der derbdrastische Wahrheitssinn und die Art, ihn zu offenbaren, hat Keller sicher von der Mutter ererbt.

Am 19. Juli 1819 war der Dichter im „Goldenen Winkel" geboren worden als zweites von sechs Kindern, von denen außer ihm nur noch die drei Jahre jüngere Schwester Regula am Leben blieb. Ein inneres Verhältnis hat sich zwischen ihr und dem Bruder nie entwickeln können. Sie hat, schon äußerlich ohne Reize, nur den praktischen Lebenssinn und die Herbigkeit der Mutter ohne den vertiefenden Glanz einer großen Liebesmission geerbt, wie Cornelia Goethe die unliebenswürdigen Eigenschaften des alten Rates Goethe, der sein Bestes wie Kellers Mutter auf den Sohn vererbte. Und doch hat auch sie auf ihre Weise Entsagung geübt, um es zu ermöglichen, daß alles Entbehrliche dem Bruder zufloß.

In dem Aufsatz „Autobiographisches" hat Keller deutlich gesagt, inwieweit die Jugendgeschichte als Selbstbiographie zu werten ist. Bis auf das Anekdotische ist alles so gut wie wahr, nur um des künstlerischen Zieles willen oder aus jener konfessionellen selbstrichtenden Tendenz heraus aufgesteigert. Das erste träumerische Kindesleben ist auf das engste mit dem mütterlichen Hause verbunden, mit seinen Höfchen, Winkeln und Gängen, dem hohen Dach mit dem Blick auf die getürmte Stadt, den Firnenkranz und den See. Dazu die Hausbewohner, wie wir sie aus dem Roman kennen, die Familie Hotz im Erdgeschoß, Frau Margret mit dem Vater Jakoblein, sie mit ihrer abergläubigen Theosophie und ihren Spukgeschichten. An den verschiedensten Stellen kehrt das Milieu wieder, das in dem Roman so suggestiv geschildert ist, in „Spiegel das Kätzchen" (Pineiß), im „Verlorenen Lachen". Der Schreinermeister Bürgi im „Fähnlein der sieben Aufrechten" hat sein Urbild in dem Schreiner Schaufelberger. Er sollte zuerst in der Novelle unter seinem wahren Namen auftreten. Auch die Gestalt des Meisters Hediger selbst stammt aus dem Leben dieser Früh-

zeit. Ihr Urbild war der Freund des Vaters, der Schneidermeister Konrad Wuhrmann aus der Neustadt, der ebenso wie Schaufelberger den Knaben früh in politisch-soziale Fragen einführte.

Mit sechs Jahren kam er, weil der Vater es so gewünscht hatte, in die Armenschule zum „Brunnenturm", wo er mit seiner verschlossenen Originalität den ersten Schwierigkeiten bei den auf die nivellierende Mittelmäßigkeit eingestellten Lehrern begegnet und seinen ersten Widersacher in dem jugendlichen Geschäftemacher Johann Heinrich Meyer, dem „Meierlein" des „Grünen Heinrich" findet. Zu seinen Freunden (auch fürs Leben) gehörten die Söhne des Schustermeisters Rordorf, auf deren Dachboden er das Bild des „Meretlein" fand.

1831–1833 besuchte Keller das Landknabeninstitut auf der Stüßihofstatt, wo sich die fraglos künstlerisch aufgehöhten Lügengeschichten ereignet haben, die im „Grünen Heinrich" als ein so elementares pädagogisches Problem phantasievoller Knaben behandelt werden. In diese Jahre fallen außer den in seinem Roman so reizvoll geschilderten Schulwanderungen und Soldatenspielen auch die ersten künstlerischen Versuche des Knaben, malerisch-dichterische Scherze, die uns zum Teil erhalten sind, vor allem aber, wie bei dem jungen Goethe die Puppenspiele, über die er sich in dem Aufsatz „Autobiographisches" so ausführlich ausläßt. Fast alle dort genannten Stücke des dreizehnjährigen Dichters sind noch erhalten. Die Aufführungen fanden in seinem Dachstübchen oder bei Rordorfs statt. Alle Requisiten wurden von Keller und Kaspar Rordorf hergestellt, der noch lange Dekorationen zu „Wilhelm Tell", „Freischütz", „Graf von Flandern", „Mordnacht von Zürich" aufbewahrte. Ein Heft von 1832 „Kleine Drama I" enthält ein Stück „Hexenbund"; ein späteres Heftchen Stücke und Personenverzeichnisse aus anderen Erfindungen, die alle den Einfluß der Ritter- und Abenteurerliteratur zeigen, von deren phantastischer Wirkung der Roman erzählt. Daneben macht sich Schiller

in oft drolliger Auffassung geltend, z. B. in der Dramatisierung der Ballade vom „Gang nach dem Eisenhammer“ und einem dreiaktigen Drama „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers“, beide aus dem Jahr 1834 und noch erhalten. Wie beim jungen Goethe entwickelt das Puppentheater bald ein lebhaftes Interesse in ihm für die Bühne selbst. Die Teilnahme an Aufführungen, wie sie im „Grünen Heinrich“ geschildert wird, beruht auf wirklichen Vorkommnissen. Als Meerkatze ist er aufgetreten in der „Zauberflöte“, die im Oktober 1832 durch die Linggsche Truppe aufgeführt wurde, vielleicht aber auch wirklich im „Faust“, der 1835 auf der 1834 ganz nahe bei seinem Elternhause eröffneten ersten festen Bühne gegeben wurde. Es lag nahe, den Knaben heranzuziehen, der schon einige Jahre vorher eine Meerkatze gespielt hatte. Großen Eindruck machte ihm 1834 die Aufführung des „Freischütz“, von der er später nie sprach, ohne auf drollige Weise die Musik und den Ariengesang nachzuahmen. Sicher hat er auch viele andere Aufführungen des Repertoires gesehen mit Stücken von Schiller, Goethe („Egmont“, „Faust“), Lessing („Emilia“), der in seinen eigenen Versuchen stark wirkt, Kleist („Käthchen“), Calderon, Shakespeare („Hamlet“, „Lear“), Grillparzer („Sappho“), Bauernfeld und Raimund, neben solchen von Zeit- und Kassengrößen (F. W. Ziegler, Babo, Holtei, Raupach, Kotzebue, Nestroy).

Ostern 1833 war Keller in die neue kantonale Industrieschule für Techniker, Gewerbebeflissene und künftige Handwerker im Chorherrengebäude zum Großmünster eingetreten. Wie schon früher interessierte er sich vorwiegend für Deutsch und Sprachen, insbesondere für das Französische bei Schultheß. Ein Teil der Schulhefte ist noch erhalten. Er übersetzte aus Fénelon, Voltaire, Ségur, Daru, Guizot, Sismondi, Mignet, insbesondere aus dem französischen „Don Quichotte“ des Florian große Stücke. Der „Don Quixote“ ist ihm immer besonders lieb geblieben. Der Geschichtslehrer Dr. Julius Fröbel, ein Neffe des großen Pädagogen, stand ihm nahe, wie auch der

Chemielehrer Löwig. Seine Zensuren waren durchweg gute. Leider aber hatte er durch eine barocke und vorlaute Antwort den Religionslehrer und Lehrer der Naturwissenschaft früh gegen sich eingenommen, den Prorektor Johann Ludwig Meyer. Nach der Hauptstadt Italiens gefragt, konnte er der Zuflüsterung eines Mitschülers nicht widerstehen und antwortete: „Camera obscura" (Dunkelkammer). So galt er dem Prorektor als ein halsstarriger Geselle, dem jede Gelegenheit zu Widerstand und Aufruhr willkommen war, wie sie der Fall des Rechenlehrers Egli zu bieten schien. Dieser war den meisten konservativ gesinnten Eltern wegen seines politischen Radikalismus verdächtig. Das machte es den Söhnen leichter, den pädagogisch ungeschickten Mann in jeder Weise zu hänseln und grausam in die Enge zu treiben. Keller hat sich gewiß wie jeder an dem Treiben beteiligt. In seinem Notizbuch findet sich eine Karikatur Eglis mit dem daneben geschriebenen „Hasibalg" = haschi bald (hast sie bald, nämlich die Antwort). So pflegte er in seinem Küsnachter Dialekt statt zürcherisch „häscht sie bald" zu fragen. An dem Haupttumult, der ihm, wie dem schon zum größten Teil kaltgestellten Lehrer an der Schule den Garaus machte, war er verhältnismäßig schuldlos. Die Schüler der obersten Klasse beschlossen, ihre Schulhefte in corpore bei Egli abzuholen. Dem sich in Bewegung setzenden Zug schloß sich Keller, der damals die zweite Klasse besuchte, mit zwei weiteren Klassengenossen an, weniger durch den Spaß bei dem zu foppenden Lehrer gelockt als durch den Aufzug selbst. Er schlug die Ordnung des Zuges und das Singen eines Vaterlandsliedes vor. Als die beiden „Deputierten" im Hause von Eglis Söhnen verprügelt wurden, gab es einen furchtbaren Tumult mit Bombardement des Hauses. Durch die Zuganordnung war Keller besonders aufgefallen. Der Prorektor Meyer charakterisierte ihn nach seiner „Erfahrung", und da ein Exempel statuiert werden mußte, so verfiel er der Relegation auf einen motivierten Antrag

von Prorektor Meyer. Die seelischen Wirkungen sind ebenso wie die psychologischen Begründungen im „Grünen Heinrich" aus der noch verletzten Seele des Mannes dargestellt (16. Kapitel). Er hat den Schlag nie verwunden und ihn sein Leben lang als das größte Unrecht betrachtet, das ihm zugefügt worden sei.

II

Er war nun völlig auf sich angewiesen, da die Mutter die Mittel nicht besaß, ihn auf eine auswärtige Schule zu schicken. Im „Grünen Heinrich" wird die Lösung der seelischen Depression ganz der Natur zugeschrieben, die wie eine neue Offenbarung in das Herz des Knaben fällt. Er darf sie deshalb vorher noch nicht so erlebt haben und muß zum erstenmal nach dem Heimatdorf der Eltern kommen. In Wirklichkeit kannte er es schon aus früheren Besuchen in den Ferien. Ja, von einem dieser früheren Besuche haben wir sogar den schriftstellerischen Niederschlag: „Sommerferien 1832." Der einsame, in seiner verschlossenen Innerlichkeit unverstandene und in der sozialen Welt überall anstoßende Knabe hat hier früh die Vertraute seiner Seele in der Natur gefunden, in Wald und Flur der heimatlichen Landschaft. Das vor allem erklärt mit seiner angeborenen Beobachtungsgabe seinen Entschluß, Landschaftsmaler zu werden. Glattfelden ist seine zweite Heimat. Es ist im „Grünen Heinrich" beträchtlich idealisiert. Alles ist weit einfacher und dürftiger als in dem Roman, und wenn er in dem Aufsatz „Autobiographisches" von der unbezwinglichen Lust spricht, „in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den er nicht gelebt hatte, oder, richtiger gesagt, die dürftigen Keime und Ansätze zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen", so gilt das im besonderen von den Glattfelder Kapiteln. Der Name Lee kommt in Glattfelden so häufig vor wie Keller, und ein Heinrich Lee aus Glattfelden findet sich im Rechnungsbuch des Vaters. Die landschaftliche Szenerie, wie sie im Roman

erscheint, läßt sich in der Wirklichkeit wiederfinden. In dem nahen Eglisau residierte der Landvogt von Greifensee gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Leicht waren Schwarz-Wasserstelz und Weiß-Wasserstelz zu erreichen, die im „Hadlaub" bedeutsam werden. Überall im Dorf hatte er seine Verwandten. Mutter und Schwester des Vaters lebten dort, vor allem aber fühlte er sich zu Hause bei dem Bruder der Mutter, dem bäuerlichen Arzt Dr. Scheuchzer und seiner Frau, der in ihrer mütterlichen Hausfrauentugend in der Novelle der Frau Regel Amrain verherrlichten Frau Regula Scheuchzer, geb. Frey. Der Oheim war, wie der des grünen Heinrich, mehr Landwirt und Jäger als Arzt. Wanderungen, Feldarbeit, Fischfang und Naturstudien, bei denen das geschärfte Auge des jägerlichen Oheims ihm behilflich ist, füllen die Tage des jungen Keller. Auch der kirchenfeindliche Schulmeister findet sich in der Familie, Johann Rudolf Spillmann, wenn er auch nicht der Vater der Geliebten ist, und eine Judith Keller, die wie die Freundin des Romanhelden nach Amerika ausgewandert ist, lebte in Glattfelden. Leider wissen wir von ihr nicht das geringste. Das Urbild der Anna ist Henriette Keller (geb. 1818); sie wohnte mit Mutter und Geschwistern in seinem mütterlichen Hause in Zürich. Der Vater war von der Mutter geschieden, die Geschwister, Eduard (der „Schulgenosse" des Sonetts Univ.-Bibl. Nr. 6197/98 S. 61), Karoline und Luise sind, wohl durch das Erbe des Vaters belastet, verkommen. Die „Leserfamilie" des „Grünen Heinrich", die sich durch schlechte Romane im Massenverbrauch die Phantasie verdirbt, dürften wir wohl in ihnen erkennen. Der Dichter muß das stille sanfte Wesen aus diesem geistigen Elend in eine reine Sphäre versetzen, die ihr angemessener ist. Henriette hat oft mit Gottfried in Glattfelden geweilt, bevor sie, siebzehnjährig, an Lungenschwindsucht erkrankte und nach zwei Jahren in Richterswyl starb, wo der Vater von Henriettes Mutter lebte, zu dem die Familie gezogen war. Nicht nur im „Grünen Heinrich", sondern auch in den un-

mittelbaren Bekenntnissen der Frühlyrik (allerdings auch erst Jahre später) hat sich das Liebeserlebnis niedergeschlagen, das im Tagebuch nur knapp aber eindeutig Ausdruck findet:

> Und wenn ich das Grab erblicke,
> Will es mir das Herz zerreißen:
> Meiner Jugend schönstes Hoffen
> Hat der Tod hineingelegt.

Zur Berufsausbildung blieb in Zürich nach dem Tode des bekannten Aquarellisten Jakob Wetzel (1834) keine große Auswahl unter den verfügbaren Lehrern. Keller kam in die Schule des „Kunstmalers" Peter Steiger, der mit der „zungenfertigen" Baslerin verheiratet war, die wir aus dem Roman kennen. Denn Steiger ist der Habersaat des „Grünen Heinrich", und die Schilderung seines Treibens entspricht der Wirklichkeit. Ebenso ist in Römer der zweite Lehrer Rudolf Meyer trefflich charakterisiert, nur ins Tragische erhoben. Er war Schüler Wetzels und der beiden Lorys in Bern, erlitt in Paris 1830 einen ersten Anfall seines Irrsinns und lebte dann einige Zeit in Rom. 1845 mußte er nach mehreren Versuchen, ihn zu heilen, endgültig in der Irrenabteilung des alten Spitals in Zürich untergebracht werden, wo er 1857 gestorben ist. Kellers Unterricht bei ihm fällt in die Jahre 1837 und 1838. Er hat von ihm nicht nur die peinliche Naturtreue gelernt, die in den eigenen Arbeiten Meyers ins Krankhafte gesteigert ist, sondern auch dichterische Anregungen erhalten; Ariost und Homer hat er durch ihn kennengelernt. Das im „Grünen Heinrich" beschriebene Bild: Ariost im Garten der Villa d'Este besaß nach Kellers Angabe Alfred Escher. Wir haben auch noch zwei Briefe, die sich auf den Abschluß der Lehre beziehen und uns einen interessanten Einblick in das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit im „Grünen Heinrich" eröffnen, einen von der Mutter Kellers und einen von Meyer. Im Roman schreibt der Schüler einen taktlosen Brief, weil er sich ärgert, daß er von seinen knappen Mitteln dem Ent-

wichenen nicht geleisteten Unterricht schon vorausbezahlt hat, und die Mutter greift ausgleichend ein. In Wirklichkeit ist es umgekehrt gewesen. Der Brief der Mutter vom 7. März 1838 erinnert Meyer brüsk an die Großmut, die er dem Sohn erweisen wollte, und rechnet ihm vor, wie unzulänglich er seinen Verpflichtungen nachgekommen und trotzdem die vorausbezahlte Summe behalten habe und schließt mit den derben Worten: „Verzeihen Sie meiner Freiheit, welche ich nur gebrauchte, um zu verhüten, daß Sie etwa allzu große Ansprüche auf die Dankbarkeit meines Sohnes mit fortnehmen möchten." Der Brief scheint aber von Keller zurückgehalten und durch einen ganz anders gearteten ersetzt worden zu sein. Denn Meyers Brief aus Genf vom gleichen Jahr ergeht sich in freundlichen Ratschlägen und Erkundigungen und versäumt nicht, die „liebe Mutter" zu grüßen. Die Mutter mußte ihrer Aufgabe gemäß in der poetischen Wahrheit des Kunstwerks frei bleiben von jeder auch nur halbbewußten Roheit, während diese in den Entwicklungskämpfen des Helden die psychologische Problematik verstärkte.

Dieser Problematik werden auch andere Beziehungen in engster Anlehnung an die Wirklichkeit dienstbar gemacht, vor allem der romantische Briefwechsel mit dem letzten Freunde, der ihn an Gedankentiefe und Witz immer wieder schlägt, obwohl er seine Briefe nicht in Einklang mit der Persönlichkeit des Schreibers bringen kann, bis er eines Tages feststellt, daß sie aus Zimmermanns Buch „Über die Einsamkeit", Diderot, Rousseau, Goethes „Werther" und Hippel abgeschrieben sind. Diese Geschichte ist völlig dem wirklichen Leben entnommen. Der Freund war Johann Müller aus Frauenfeld. Die Briefe sind erhalten. Der Brief vom 20. Juni 1837 enthält die Worte Zimmermanns, die zu der Entdeckung führten. In den opponierenden Antworten entwickelt Keller sein Ideal von Echtheit, Einfachheit und Natürlichkeit. Eine große Rolle spielen in diesen Jahren theore-

tische Betrachtungen zur Kunst und religionsphilosophische Erörterungen, die sich, wie im „Grünen Heinrich", an die Konfirmation Weihnachten 1835 anschließen. „Wenig originell" nennt er in seiner autobiographischen Skizze die entstandenen „religionsphilosophischen Aufsätze und idyllischen Naturschilderungen, die ich in Gestalt Jean Paulscher Traumbilder in ein dickes Schreibebuch eintrug." Sie sind auch inhaltlich von Jean Paul beeinflußt, wie die erhaltene Schilderung einer Nacht auf dem Ütliberg aus dem Jahre 1837 bezeugt. Er sucht Gott in der Natur in einer Synthese von Vernunftglauben und Pantheismus. Jedenfalls sehen wir ihn in dieser Epoche von einem tiefen religiösen Bedürfnis erfüllt. Das Bezeichnendste aber für sein ganzes Denken, Fühlen und Treiben in diesem Jahre ist das Fehlen jedes Zweckes: „Es war vielmehr eine aus sich selbst geborene Übung, die nur um ihrer selbst willen existierte" (Autobiographisches). Als ein „regelloses und oft schlecht angewandtes Leben" bezeichnet er 1839 selbst diese Zeit. Am 18. Geburtstag gelobt er sich, wenn er nicht bald einigen Ruf gewinnen könne, wolle er die Kunst zum Teufel werfen und das Schusterhandwerk lernen, am 19. erklärt er diesen Entschluß als dummes Zeug. Und am 20. rettet er sich vor dem Katzenjammer in Sturm und Donner auf den Ütliberg und findet das Gefühl seiner selbst wieder in einer herrlichen Naturschilderung (in einem Brief an Müller). Diese latenten Zustände gebären den Menschen in ihm; es ist die göttliche, fruchtbare, tatvorbereitende „Faulheit", die Friedrich Schlegel in der Lucinde verherrlicht in der „Idylle vom Müßiggang".

III

Freilich darf dieser Zustand nicht zu lange dauern. Die innere Spannung hält sich nicht, das äußere Nichtstun bleibt, und trotz allem Widerwillen ergreift die platte Gewöhnung die Zügel. Aus dem angstvollen Drang, dieser „Verbummlung" nicht zu verfallen, erwächst der Ent-

schluß, zur weiteren Ausbildung nach München zu gehen. Denn es gibt nur eins, was dem Talent in diesem Zustand weiterhelfen kann: wesensverwandte Anregung von außen und Beherrschung der Mittel, die dazu gehören, sich durch die Tat zu befreien. Beides erwartete Keller, als er am 26. April 1840 mit 50 Gulden, guter Ausstattung an Kleidern und Wäsche und einem kleinen Bücherbestand (Werke zur Malerei von Denis Diderot, Bleichrodt, außerdem Geßners Briefwechsel mit dem Sohne, Goethe und u. a. Knigges „Umgang mit Menschen"!) aufbrach, nicht zu vergessen den Schädel als Tabaksbehälter und die Flöte. Die Reise ging unter kleinen Schwierigkeiten über Frauenfeld nach Konstanz (in Begleitung Müllers), von dort mit dem Dampfboot nach Rorschach und Lindau. Hier bot sich die Möglichkeit, mit einer Münchener Kutsche, die nach Hause fuhr, ohne weiteren Aufenthalt bis zum Ziel zu gelangen. In Memmingen widerfuhr einem mitreisenden Lyoner Handwerker eine Demütigung. Ein bayrischer Beamter riß ihm den vorzeitig aufgesetzten Zylinderhut herab, um ihm Respekt vor dem Rock des Königs beizubringen, und wird von einem anderen Mitreisenden in Schutz genommen. Keller hat die Geschichte in der ersten Fassung seines Romans auf den grünen Heinrich (I, 3) und den Grafen übertragen. Auch in München hat er einen Mangel an Kultur des bürgerlichen Mittelstandes empfunden, der ja freilich in der Heimat der eigentliche Träger des öffentlichen Lebens war. Sonst dagegen machte ihm das München Ludwigs I. einen starken und belebenden Eindruck, wie er im „Grünen Heinrich" lebhaft zur Geltung kommt. In dem Roman gerät der Held bald nach seiner Ankunft in das große Dürer-Fest hinein, das ihn in die neue bunte Welt der großen Künstlerfamilie führt, die der König um sich zu versammeln wußte, und man zweifelt bei der Lektüre kaum, daß das eigenes Erlebnis sei. Das ist aber nicht der Fall. Das Fest hatte am 17. Februar 1840 stattgefunden, während Keller erst

im Mai nach München kam. Aber die ganze Atmosphäre war noch voll von der kaum entschwundenen Herrlichkeit. In Wirklichkeit hat Keller sich in diese weitesten Kreise nicht hineingefunden. Er hielt sich an seine Landsleute, die sich landsmannschaftlich zusammenfanden, vor allem Künstler und Studenten. Zu seinen engeren Bekannten gehörten der Mediziner Ferdinand Wydler aus Aarau, der Kupferstecher J. C. Werdmüller aus Zürich, der Maler Karl Eduard Suffert aus Basel, dessen Keller-Bild hier wiedergegeben ist, vor allem aber die Maler Salomon Hegi, sein Vertrauter, Hans Bendel, Rudolf Leemann und Emil Rittmeyer und schließlich der Architekt und Dichter Johann Georg Müller, mit denen er zum Teil auch im weiteren Leben verbunden blieb. Die Mitteilungen Hegis gewähren uns die besten Einblicke in sein Münchener Leben, Treiben und seine Entwicklungskämpfe. Im Anfang geht er ganz in der studentischen Geselligkeit mit lang zurückgedämmter Lebenslust auf und war von unverwüstlicher Laune. Als die Schweizergesellschaft eine lustige Kneipzeitung herausgab, wurde Keller oder, wie er mit seinem Kneipnamen genannt wurde, Strabo, zum Redakteur gewählt und entledigte sich der Aufgabe als beinahe einziger Mitarbeiter. „Am Mittwoch Abend", berichtet Hegi, „mußte das Blatt vorgelesen werden. Gewöhnlich hatte er am Nachmittag noch kein Wort, erschien dann auf meinem Zimmer und griff zu Papier und Feder. Abends bekamen wir unsere Zeitung voll ergötzlicher Geschichten und satirischer Ausfälle. Ich erinnere mich besonders einer Vision, in welcher ihn der Geist Bierschaum in einer Nacht durch Himmel und Hölle leitet, wobei die Persönlichkeiten beschrieben wurden, denen er da begegnete. Die Charakteristik war jedesmal so schlagend, daß man die Betroffenen sogleich mit Jubel erkannte." In der Alkohollaune gab es aber auch manche drastische Begegnung mit den friedlichen Bürgerphilistern. Eine Radierung von Werdmüller von 1842 zeigt einen kleinen bärtigen Mann in gewaltigem Radmantel und langer

Schirmmütze, ein starkes spanisches Rohr vor sich haltend. Ein Wappen zeigt ein Bierfäßchen, ein Spruchband die Inschrift: „Hier steht Herr G. Keller." Für Kellers Entwicklung bedeutet dieses Treiben mehr als es scheinen möchte. Das farbige Leben eröffnet sich dem Einsamen und Verschlossenen in seiner bunten Fülle; in diesem Sinne hat er es auch später verstanden und in seinem Roman in eine idealere Höhe erhoben. Je mehr ihn die Not in die Breite und in volkstümlichere Regionen treibt, um so mehr erwacht der realistische Beobachter und der psychologische Forscher in ihm. Wir können das in seinem Roman genau verfolgen. Der katastrophale Zusammenbruch der sozialen Existenz des grünen Heinrich ist ganz biographisch. Bei einem Trödler in der Verbindungsgasse zwischen Kaufingerstraße und Promenadenplatz hat er seine Aquarelle, Skizzen und Kartons für vierundzwanzig Kreuzer das Stück verkauft. Als der Erlös verbraucht war, hat er bitter gehungert und mehrere Tage im Bett verbracht, dann ein letztes goldenes Ringlein versetzt und schließlich seine Flöte nach einem letzten Vortrag beim Trödlermännchen für dreißig Kreuzer verkauft (das „Flötenwunder"). Dann streicht er im Oktober 1842 Fahnenstangen an für das Hochzeitsfest des Kronprinzen Max und macht dabei immer neue menschliche Entdeckungen im sozialen und geistigen Leben der einfachen Leute. Das „Flötenwunder" schließt der Dichter mit den Worten: „Leiden, Irrtum und Widerstandskraft erhalten das Leben lebendig, wie mich dünkt." Auch in diesem Sinne waren die bitteren Erfahrungen also fruchtbar geworden. Der unverwüstliche sittliche Kern seines Wesens sichert ihn vor schwächlichen Beschönigungen und ermöglicht es ihm, aus selbstverschuldetem Unglück nicht Verbitterung, sondern belebende Erfahrungen zu gewinnen. Auch die „Schulden sind für den modernen Menschen eine ordentliche hohe Schule, in welcher sich sein Charakter auf das trefflichste entwickeln und bewähren kann".

Die Schuldenwirtschaft, in die er sich verstrickt, ist aller-

dings entsetzlich und muß auf jede künstlerische Produktion lähmend wirken. Der Briefwechsel mit der Mutter enthüllt sie vollkommen. Mit einem Viertel des väterlichen Erbes war er ausgezogen. In immer neuen Sendungen, die nur unter demütigendem Mißtrauen von seiten des Onkels Scheuchzer freigemacht werden können, der selbst die schwere und kostspielige Typhuserkrankung als einen Vorwand für Geldforderungen betrachten möchte, wird allmählich das ganze kleine Vermögen verbraucht, und schließlich sieht sich die Mutter nach längerer spröder Taubheit gezwungen, bei der Frau Dekan Schinz noch 300 Gulden zu entleihen. Immer reichen die Sendungen kaum hin, die schon bedrohliche Verschuldung einigermaßen zu beseitigen, und zum tödlichen Schrecken der Mutter erkundigt sich die Münchener Polizei bei der Züricher nach der Zahlungsfähigkeit des Bedrängten. Bei den Schweizer Künstlerfreunden ist nichts zu holen, da sie alle in ähnlichen Sorgen leben. Auch die Versuche, in München und Zürich durch Ausstellungen zum Verkauf etwas zu gewinnen, schlagen fehl, und die Urteile, die bei dieser Gelegenheit über seine Werke ihm selbst und der Mutter zu Ohren kommen, sind nicht ermutigend.

Das Bedenklichste aber ist dabei, daß er ihnen recht geben muß. Immer wieder wird der Mangel des Naturstudiums hervorgehoben. Er selbst weiß, daß das der Grundfehler ist, und von Jahr zu Jahr nimmt er sich vor, damit anzufangen, ohne doch dazu zu kommen, zum Teil aus Mangel an Geld und Gelegenheiten, zum Teil infolge des Mangels an jeder richtunggebenden Schulung. Denn nichts kam im damaligen Münchener Kunstleben seinem eingeborenen Drang nach realistischer Lebensfülle entgegen. Es war die unfruchtbarste Epoche der Münchener Kunstentwicklung, in die Keller hineingeriet, während zur gleichen Zeit im Frankreich der Corot, Courbet und Millet die Freilichtmalerei die Kunst schuf, die Keller angemessen gewesen wäre und seine von Rudolf Meyer in kaum achtwöchentlichem Unterricht geweckten latenten

Kräfte aus dem Zustand der wartenden Ruhe zur fruchtbaren Tat hätten treiben können. In München kannte man kein realistisches Naturstudium, keine Farbe. Die romantische Ideenmalerei herrschte unter dem Zeichen des selbst ganz unmalerischen Direktors der Akademie, Peter Cornelius, des gedankenreichen und liniensicheren geschichtsphilosophisch und metaphysisch gerichteten Romantikers. 1841 verschwand auch er vor dem Erstarken realistischer Tendenzen nach dem romantisch-reaktionären Berlin Friedrich Wilhelms IV. Führende Landschaftsmaler gab es überhaupt nicht. Und so blieb für den Künstler Keller jene so notwendige Anregung von außen ganz beiseite. Ja, die herrschenden Tendenzen mußten ihn in der gedankenmalerischen Tendenz seiner autodidaktischen Anfänge bestärken. Was in seinen Bildern auf Naturbeobachtung zurückgeht, beruht auf Skizzen, die er aus der Heimat mitgebracht hat. Der grüne Heinrich wird zwischen Lys und Erikson gestellt, die Vertreter der sterbenden geistreichen Historienmalerei und der kümmerlichen Reaktion ängstlich-kleinlicher Naturdarstellung. Lys stirbt, innerlich von Skeptizismus ausgehöhlt, in der ersten Fassung des Romans an der Wunde, die ihm Heinrich beigebracht, Erikson gibt die Kunst auf und wendet sich dem vollen blühenden Leben zu; die Malerei des Freundes Heinrich führt er in einer geistreichen Kritik ad absurdum. Große romantische Landschaften von phantastischer Komposition, die jedoch nicht zur einheitlichen Wirkung gebracht sind, sind uns aus dieser Zeit erhalten, daneben Landschaftsbilder, die aus einzelnen Naturskizzen aus der Heimat komponiert sind, ohne wirklich geschaut zu sein. Schließlich schuf er in einer mehr zeichnerischen als malerischen Manier jene ungeheuren Kartons, die wir aus dem „Grünen Heinrich" kennen, wo sie schließlich ein noch glückliches Schicksal finden.

So mußte die produktive Spannung zerfließen; was übrigblieb, war eine ziellose Bummelei, ein Müßiggang aus Verzweiflung, der ihm manchmal selbst die schreck-

lichsten Befürchtungen weckte, ob es je möglich sein werde, sich wieder herauszufinden zu fruchtbarem Tun. Und doch war er sich seines hohen Künstlertums bewußt und konnte sich nicht dazu verstehen, in die platten Regionen künstlerischer Handwerkerei hinabzusteigen. Er weigerte sich, dem häufigen Rat zu folgen, durch Kolorieren etwas zu verdienen, nicht aus Hochmut, sondern aus Furcht, das große Ziel zu verlieren. Er konnte nur wählen zwischen allem oder nichts. Und wie auch später als Dichter darbte er lieber und nahm alles Ungemach auf sich, als daß er Konzessionen gemacht hätte.

IV

Daß die Münchener Zeit doch nicht verloren war, sondern eine notwendige Entwicklungsstufe des Autodidakten darstellt, sollte die nächste Periode in der Heimat zeigen. Wie der grüne Heinrich hatte er die große Erkenntnis gewonnen, daß das Maß aller Dinge nicht die Kunst an sich, sondern der Mensch als individuelles und soziales Wesen ist, der Mensch, der nur werden kann in Beharrlichkeit gegenüber seinem Wesentlichen und im Strom des Lebens. Ins Leben war er nun hineingetreten, ohne sich Sklavenketten von ihm anlegen zu lassen, d. h. ohne sich zur Fronarbeit zur Erhaltung der Existenz pressen zu lassen und darüber sich selbst zu verlieren. Aber dieses Leben war nicht das gewesen, in dem er mit allen Wurzeln seines Seins verwachsen war. Das eröffnete sich ihm jetzt nach der Heimkehr mit ungeahnter Gewalt und zog ihn in seinen Bann. Die Verbindung mit ihm hatte er ja nie verloren. Schon dem ständig reflektierenden Knaben lagen die sozialen, pädagogischen und politischen Interessen als ein Erbe des Vaters am Herzen. In München ließ er sich von dem Schreinermeister Schaufelberger, dem Urbild des Meisters Bürgi aus dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", mit dem „Landboten" und dem „Republikaner" versorgen und las täglich die „Allgemeine Zeitung" und im Schweizerklub die anderen

heimatlichen Blätter. Nun kam er zurück in einen Zustand sozialpolitischer Hochspannung, der den zwar äußerlich noch als Müßiggänger und halbverbummelten gescheiterten Maler erscheinenden Lebensgierigen in schwingende Erregung versetzte. 1839 war er noch vor der Abreise nach München persönlich an dem „Straußenhandel" beteiligt gewesen. Die liberale Regierung hatte durch die Berufung von D. Fr. Strauß einen Putsch der Konservativ-Orthodoxen hervorgerufen, bei welchem die Parteien sich mit Waffengewalt bedrängten und er selbst als „Strauß" der radikalen Regierung zu Hilfe eilte. Freilich zu spät. Es kam zu einer reaktionären Regierung, die jedoch keinen Bestand hatte. Schon durch die Großratswahlen von 1842 wurde das Gleichgewicht wiederhergestellt, und es galt nun, das Übergewicht der Liberalen wieder zu sichern. Die Reaktion in Luzern hatte sogar zur Spaltung und Bedrohung der Selbständigkeit der Schweiz geführt in der Begründung des Sonderbundes, der mit den Jesuiten arbeitete und dem Druck Metternichs und des reaktionären Frankreich Erfolg versprach. Fraglos lagen liberale Verfassungsreformen zur Erzielung einer Volkssouveränität auf breiter Grundlage und eine Bundesrevision zur Herstellung des einheitlichen, dem Eingriff des Auslands entzogenen Bundesstaates unter diesen Umständen im Interesse des Vaterlandes. Den starken geistigen Impuls bekam die liberale Bewegung in Zürich durch die deutsche Flüchtlingskolonie und die deutsch-russische sozialistische Propaganda dieser Jahre in Zürich. Die bestimmende Persönlichkeit war A. L. Follen, der nach seiner Maßregelung in Deutschland das Aargauer Bürgerrecht erworben hatte und Lehrer der deutschen Literatur an der Kantonsschule in Aarau geworden und später nach Zürich übergesiedelt war. Durch eine romantische reiche Heirat war er in die Lage versetzt, in Zürich und zwischendurch in Hottingen eine Tafelrunde radikaler Dichter und Schriftsteller um sich zu versammeln, zu der unter anderen Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Wilhelm Schulz und der Russe

Bakunin, der bekannte Anarchist, gehörten. Durch seinen alten Lehrer Fröbel kam Keller in diesen Kreis. Besonders nahe trat ihm persönlich Ferdinand Freiligrath durch Vermittlung von Wilhelm Schulz. Bei seinem Schweizer Aufenthalt 1845 hat Freiligrath sein revolutionäres Liederflugblatt „Ça ira" gedichtet. Keller begrüßte ihn mit 25 Terzinen, die später wieder unterdrückt wurden, weil sie weder ihm noch Freiligrath gefielen.

Im Juli 1843 beginnt Keller ein Tagebuch, das uns den besten Einblick in die heftig wogende Teilnahme ermöglicht, die er der Bewegung entgegenbringt. Und in dem gewaltigen Drange, mitzuschaffen, befreit sich nun in ihm der Dichter, dessen Geburt sich lange vorbereitet hat und der nun den kurzen siegreichen Kampf mit dem schon beinahe verurteilten Maler aufnimmt. Außer jener Beschreibung des Ferienaufenthaltes in Glattfelden von 1832 und den dramatischen Jugendversuchen kennen wir einen novellistischen Versuch „Die Freveltat" mit dem Datum des 6. Juni 1836, eine Skizze „Der Selbstmörder", datiert 10. Juli 1836, einige Naturgemälde in Worten, welche als Gemälde ausgeführt werden sollten, die religionsphilosophische erlebte Vision, welche Bächtold betitelt hat „Eine Nacht auf dem Uto", die Münchener Beiträge zum Wochenblatt der Schweizergesellschaft und einige anders geartete Münchener Versuche. Die frühen Züricher Anfänge sind von romantischem Charakter. Die „Freveltat" zeigt eine grelle Erfindung, in der noch die Lektüre der Räubergeschichten nachwirkt, die der Knabe verschlungen hat. Die stärkste Anregung geht von Hauff aus. In der Charakteristik und in den Naturbildern offenbaren sich schon eigene Züge. Der „Selbstmörder" bietet eine humoristische Skizze, deren Motive an Jean Paul, Tieck und Eichendorff erinnern. Ein eifersüchtiger Jägerbursche will sich wegen der vermeintlichen Untreue der Geliebten ertränken und wird von den Wellen in die Arme der Badenden geführt. In den Naturbildern, die durchaus zu der Manier seiner komponierten Landschaften passen, sieht man

sich novellistische Situationen entwickeln. Die Vision auf dem Uto ergänzt die Aufzeichnungen des Tagebuchs und der späteren Niederschläge im „Grünen Heinrich" zur Erforschung seiner Weltanschauung. Die spätere symbolische Kraft findet sich freilich noch nicht. Die Allegorie muß dafür eintreten. Von drastischer Situationskomik, wie sie später so oft in genialer Steigerung sich findet, ist demgegenüber ein Teil der Kneipzeitungsbeiträge, besonders die „Phantasien eines Redakteurs in den Hundstagen" und die schon erwähnte Himmel- und Höllenfahrt mit dem Geist Bierschaum, die uns Rittmeyer überliefert hat. Es ist nicht ohne Interesse, diese zum Teil auch zeitsatirische frühe Erfindung mit dem zweiten Teil des „Apothekers von Chamounix" zu vergleichen. Das Problem der Echtheit und des falschen Scheins, das ihm der Briefwechsel mit Johann Müller und so manche Münchener Erfahrung aufgedrängt hatten, behandeln zwei Fabeln. Es durchzieht von da ab seine ganze Dichtung.

In München hat er sich schon den Zwang zur Malarbeit, den er sich auferlegte, versüßt durch dazwischengeschobene Lektüre. „Daß man alle zwei Stund etwa die Nase in ein Buch steckt," schreibt er im April 1841 an Hegi, „kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen; indem man das Bild weit besser übersieht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesicht war." Jetzt, da er, völlig unlustig geworden, zwischen seinen Kartons sitzt, werden diese Zwischenzeiten zur Hauptsache und es entsteht der Plan und die ersten Aufzeichnungen zu dem selbstbiographischen Roman, daneben aber auch (im Juli 1843) zehn Seiten einer Novelle „Reisetage", die er im Tagebuch selbst als die erste bezeichnet. Die erste ist sie, die mit schriftstellerischer Absicht als Probestück begonnen wird. Sie steht unter dem ersichtlichen Einfluß des anerkanntesten Novellisten dieser Jahre, Ludwig Tiecks („Eine Sommerreise" von 1834), in Motiv, Technik und Stil. Offenbar hat er ihn gelesen, um schriftstellerisch zu lernen. Drei Jahre später finden wir ihn schon ganz bei sich selbst

in dem Schwank „Die mißlungene Vergiftung“ vom Juli 1846, den er für Friedrich Wassalis „Bündner Kalender“ geschrieben hat. Es ist die grotesk-humoristische Erzählung von einem Apothekerlehrling, der von seiner schlemmenden Herrschaft knapp gehalten wird und eines Tages beim Braten eines Spanferkels nicht widerstehen kann, das köstliche Tier aufzufressen bis auf das Gerippe. Aus Angst ißt er zwei große Flaschen mit eingemachten Früchten aus, die durch die Etiketten als giftig bezeichnet sind. Diese Bezeichnung aber hatte sie nur vor seiner Gefräßigkeit schützen sollen. Mit unerschöpflichem Witz sind die kulinarischen Reize ausgemalt, wie in den „Phantasien eines Redakteurs“, in „Kleider machen Leute“ und „Spiegel das Kätzchen“: „Die lieblichsten Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchsinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß seine Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen gerieten; immer brauner und saftiger wurde das Säulein und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher, und es knisterte und knapperte, und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um.“

Die ersten epischen Absichten wurden jedoch durch den „Trompetenstoß“ des neuen politischen Klangs verdrängt, der zu der plötzlichen Fülle von Gedichten führte, die dann im „Deutschen Taschenbuch“ von 1845 und 1846 und der ersten Buchausgabe zum Teil erscheinen. Die Parteileidenschaft, freilich durch wahre Vaterlandsliebe und soziales Gemeingefühl gedämpft, war „eine Hauptader“ seines Dichtens. „Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten“ formten sich in zornigen Versen, „Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer usw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktion mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb. –

Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied" (Autobiographisches). Auch dieser Schritt ist unter weltanschaulichen Konflikten gemacht worden. „Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen," heißt es im Tagebuch 1843, „es tobt und gärt in mir, wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme, aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los." Daraus versteht sich auf der einen Seite, daß Keller sich nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit seiner Person an der Freiheitsbewegung beteiligte und an den erfolglosen Freischarenzügen gegen die Reaktion 1844 und 1845 teilnahm, daß er aber auf der andern Seite die Unbefangenheit auch dem parteipolitischen Gegner gegenüber sich schnell zurückgewann und das Vaterland über die Partei zu stellen wußte. Dem trotzig parteilichen „Zeitgeist und Bernergeist" Gotthelfs gibt er zwar zu, daß in solchen Zeiten alles Politik sei, betont aber, daß die Parteileidenschaft jedes Kunstwerk verderben müsse. In der Sammlung von 1846 finden sich die ersten Liebeslieder, jener Zyklus an die vor Jahren gestorbene Jugendgeliebte Henriette, die Anna des „Grünen Heinrich". Als er sie dichtete, schrieb er an Hegi im Jahre der Veröffentlichung, habe er geglaubt, sie seien so ziemlich erlebt. Die Farblosigkeit des unbestimmten, verblichenen Bildes habe er erst bemerkt, als er sich bald darauf wirklich verliebt habe. Auch das ist für diesen Wendepunkt bezeichnend. In die Wirklichkeit tritt er auch auf dem Gebiet der Liebe, das für ihn ein Land der Prüfungen, Enttäuschungen, ja Demütigungen wurde und doch kein Elendsland, weil er auch die bösesten Erfahrungen als nutzbringendes Erlebnis für sich und seine Kunst in einem einzigartigen Verständnis der weiblichen Seele in Gold zu wandeln wußte. Aus allen unglücklichen Lieben, die er nun durchleben mußte, behielt er das Schönste der Geliebten als unverlierbaren Besitz, um

sich und uns daraus Frauenbilder zu schenken, die wahrhaft beglücken mußten, wie seine Lucie im „Sinngedicht" und die Figura Leu im „Landvogt von Greifensee". Zwei dieser Erlebnisse fallen in die zweite Züricher Epoche. Die herzlichen Beziehungen zu dem Hauptmann Wilhelm Schulz, der auch so wacker für seine Gedichte eingetreten war, und seiner Frau Karoline vermittelten Keller die Bekanntschaft Herweghs und Freiligraths, mit dem ihn bald das brüderliche Du verband. Die Freundschaft griff auf die Frauen des Hauses über, Frau Ida Freiligrath, mit der er später nach Freiligraths Tode einen wertvollen Briefwechsel durchführte, und der das herzliche Gedicht „Wandersegen" gewidmet ist, und die Schwägerin Marie Melos, die offenbar der Gegenstand der leidenschaftlichen Liebe ist, die sich im Briefwechsel mit Ruff und Hegi von 1846 als ein bittersüßes Leid ausbreitet. Wir sehen ihn immer in Bereitschaft, sich durch Bekenntnis und Werbung zu befreien, ohne daß es dazu kommt. Noch im Alter hat er nie versäumt, ihr auf den alljährlichen Geburtstagsbrief zu antworten, was sonst nicht seine Art war. Was ihn zurückhielt, zeigt deutlich die Entwicklung des zweiten Verhältnisses, das ihn tief erschüttert, aber auch seelisch stark gefördert hat. Als Karoline Schulz im Januar 1847 starb, zog der Dichter für einige Monate zu dem verwitweten Freund ins „Sonnental" in Hottingen, das dem Gymnasialprofessor Konrad Orelli-Breitinger gehörte. Die Orellis hatten bei einem Badeaufenthalt die damals neunzehnjährige reizend schalkhafte und feingebildete Winterthurerin Luise Rieter kennengelernt und liebgewonnen. Sie fühlte sich ihrem „Philemon" und ihrer „Baucis" so nahe, daß sie im Frühjahr 1847 zu ihnen ins „Sonnental" kam, wo einige Wochen vorher Schulz und Keller zugezogen waren. Mit naiver Unbefangenheit gab die schon heimlich Verlobte und als Zeichnerin und Dichterin nicht unbegabt Dilettierende sich einem neckischen Verkehr, wie ihn Keller liebte und schon mit Marie Melos gepflogen hatte, mit

dem Dichter hin, der bald lichterloh brannte und nach ihrer Heimkehr einen unruhigen Sommer verbrachte, in dem er alle seelischen Erlebnisse mit dem Stern seiner Tage und Nächte in Verbindung setzte, bis er den Gedanken an eine bürgerliche Realisierung seiner Wünsche wagt und am 1. Oktober um Mitternacht die Worte niederschreibt: „Ich bin auch nicht von Stroh. Gute Nacht, mein liebes Herz! Du verlierst sehr viel, wenn Du nicht aushältst." Und als nun Luise am 8. Oktober wieder erscheint, um nur eine Woche zu bleiben, da rafft er sich, aus Angst, sie könne ihm für immer entschwinden, zu dem seltsamsten und doch so wahren und echten Liebesbrief auf, der je geschrieben wurde und der ins Künstlerische stilisiert und motiviert ein Abbild findet in Landolts Geständnis seiner Liebe beim „Distelfinken". „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?" könnte man auch hier sagen. Für ungereifte Mädchenherzen hat der Brief nichts Verlockendes an sich. Eine Lucie freilich hätte es zu schätzen gewußt, daß er sich so unbeschönigt charakterisiert und verlangt, daß die Geliebte genug haben soll an dem goldenen Kern: „Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche, also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind." Er wußte ja nicht, daß in der Tat die Geliebte schon nach der allerersten Begegnung nach Hause geschrieben hatte: „Er hat sehr kleine kurze Beine, schade! Denn sein Kopf wäre nicht übel." Er müsse dem Zustand ein Ende machen, „denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin. Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billett sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gottes willen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten"! In zwei Worten in einem Billett, und das so verständ-

liche Nein ihr nur geradezu auf die Zunge gelegt: „Wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus und machen sich herzlich lustig über mich; denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher alles das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut." Es erscheint ihm immer unwahrscheinlicher, je kleiner er sich macht, daß sie ja sagen könnte: „Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort, ich müßte mich über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes, grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für mich sein können. Denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen. Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten." Und er schließt mit einer rührenden Treuherzigkeit, in der die ganze zurückgestaute Innigkeit seines äußerlich so rauhen und unbehilflichen Wesens liegt: „Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte, unbeholfene Narr sein; und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen." Kann man es dem glücklichen, verwöhnten Kind von neunzehn Jahren übelnehmen, daß es das nicht verstand? Sie war gekränkt, da sie ihn nicht liebte; sie dachte wohl an nur mutwillige Laune und nahm es übel, daß ihre scherzhafte Unbefangenheit der Grund gewesen sei, weshalb man dieser nachzugeben wagte; sie war doch nicht kokett gewesen!

Keller hielt es auf ihre Antwort für nötig, sich der mütterlichen Freundin zu erklären. Offenbar hat Luise Rieter ihm vorgehalten, er habe ja gar keine Gelegenheit gehabt, sie so genau kennenzulernen, daß seine Liebe so tief wurzeln könne. Er gibt zu, daß man daraus den Schluß ziehen könne, er habe sich in diese Liebe hineinphantasiert und so aus der Geliebten etwas gemacht, was sie gar nicht war, aber „es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei Fräulein Rieter hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt". In der Tat ist da ein tragischer Grundzug im Lieben aller Phantasiemenschen bloßgelegt. Auch bei seinen anderen Lieben ist es Keller so gegangen. Er hat sich die geliebten Frauen, schon während er mit ihnen umging, künstlerisch idealisiert und war dann betrübt oder auch entrüstet, wenn sie nicht so waren, wie er sie gedichtet hatte. Wir kennen diesen Zug ja auch bei anderen Phantasiedichtern, wie Hoffmann und Brentano. Er trägt bei dem großen Lebensbejaher aber auch die Tendenz der Heilung in sich. Die Dichtung geht weiter. Die Geliebten leben, auch äußerlich verloren, mit ihm fort und bilden ihn mit sanftem Zwang. So bekennt er denn auch hier, wie so oft im Kunstwerk, der mütterlichen Freundin: „Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bitteren Tagen abgelegt, und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es, was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beruhigt." Luise Rieter hat in ihrem späteren Leben übrigens bewiesen, daß er sehr wohl ihre menschliche Tüchtigkeit erfühlt hat.

In dieser Verbindung hat Keller auch das meist viel

zu absolut aufgefaßte Wort gesprochen: „Die beiden Geschlechter stehen gewissermaßen in einer Urfeindschaft. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee." Das tat er denn auch gründlich, wie er es auch schon vorher und in der inneren Unruhe der Liebeszeit getan hatte. Es waren meist Maler, mit denen er in diesen Jahren ein burschikoses Wirtshausleben führte, Irminger, Thomann, die genialisch witzigen Kupferstecher Lukas Weber und Johannes Ruff. Drastische Erlebnisse aus ihrem Treiben hat Ruff in mehreren Aquarellen festgehalten; eins (1845) stellt den Auszug der Freischärler dar: „Wie eine wohlorganisierte Freischar ausziehen tät." Keller ist höchst drollig im ersten Glied mit Brille, Zylinderhut und grünem Mäntelchen wiedergegeben, wie er die Trommel schlägt. Der Maler Thomann führt die Fahne mit einem schäumenden Bierglas im Wappen, Ruff selbst ein Fläschchen mit Scheidewasser; der Maler Irminger erscheint in Grenadieruniform, der Lithograph Grimminger kommandiert „Rechts um schwenkt euch!", um die tapferen Freischärler am Wirtshaus vorbeizusteuern. Ein anderes von 1846 hält einen zu Tätlichkeiten ausartenden Streit zwischen Keller und Weber fest, der ausgebrochen war, weil Keller den Freund wegen der pekuniär begründeten Vorliebe für saueren Wein aufgezogen hatte. Darüber steht im Züricher Dialekt, den man stets sprach, Webers zorniges Wort: „Du Hägel bruchst mir nüd de wolfeil Wii vorzha, will du gute vergebe z'suffe überchunst," darunter Kellers Antwort: „Wenn me nu na Schwerter träge tät, i wett is denn scho zeige, ihr Herrgottsdunner!" Aber auch ohne Schwert weiß er sich zu wehren. Am Boden liegend schwingt er den Stock und versetzt Weber einen Tritt. Einige Nachtwächter machen sich aus dem Staub mit den Worten: „Chum äweg da, es git sunst wider öppis it Sauzitig" (Es setzt wieder etwas ab in der Sauzeitung, d. h. in dem radikalen Oppositionsblatt). Keller hat auch im Tagebuch die Szene geschildert. Auch sonst wird uns Keller als störrisch und knurrig, ein

„wildes Säuding“ charakterisiert. Von irgendeinem Einkommen war nicht die Rede, noch immer sorgten Mutter und Schwester für ihn. Da war es ein doppelt schwerer Schlag auch für sein Gewissen, als Regula schwer erkrankte und sich nur allmählich und mit einer geistigen Schwächung in Glattfelden erholte. Was ihn hemmte, war noch immer jene Unausgeglichenheit seiner formalen Bildung und seines Könnens, die auf sein Autodidaktentum zurückgeht. Diese oft lähmende Erkenntnis treibt ihn doch allmählich zu dem Entschluß, trotz allem noch einmal systematisch anzufangen, jetzt nicht mit der Absicht, einen bestimmten Beruf technisch sich anzueignen, sondern sein Wissen und seine Persönlichkeit zu entwickeln. Als eine Vorbereitung für späteres Werden wirkte der Verkehr mit Baumgartner, der nach seiner Musiklehrerzeit in St. Gallen und dem Studium in Berlin (1844) dauernd in Zürich lebte. Erst nach Kellers Weggang wurde er 1851 Franz Abts Nachfolger in der Leitung des Stadtsängervereins und 1859 Musikdirektor der Universität. Mit dem Meister der Männerchöre verbanden Keller gemeinsame sozial-künstlerische Grundanschauungen. Er ist ja auch der Komponist des Kellerschen Nationalliedes „O mein Heimatland! o mein Vaterland!“ geworden. Im Verkehr mit Eduard Dößekel scheint er viel gewonnen zu haben. Jedenfalls rühmt dieser in leidenschaftlicher Bewunderung schon das, was wir später alle sehen, „jenes ernste Auffassen der Poesie als einer einzigen hohen Lebensaufgabe“ und das „Schweigen der Fülle“. Das Honorar der Gedichte wird 1846 zu einer Reise nach Graubünden verwandt in Begleitung von Fröhlich, dem Neffen Follens und Xaver Schnyder. Bei der Anzeige von Schnyders Gedichten hat Keller später, 1869, in der „Neuen Züricher Zeitung“ diese Reise geschildert. (49. Jahrg., Nr. 23 und 25; in Bächtolds Ausgabe der Nachgelassenen Schriften und Dichtungen, Berlin 1893, S. 23 ff.) In jenen Auslassungen über seine Liebe zu Luise Rieter an Frau Orelli hat er den vorwärtstreibenden Schluß gezogen: „Mein armes

Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen inneren Augen. Ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist; aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden. Vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche mir meine Produkte machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben." Nur im politischen und weltanschaulichen Kampf der Zeit hat er diese Sicherheit schon damals zu erwerben gewußt. Als Follen sich gegen die überradikalen Neu-Hegelianer, Ruge, Heinzen, Feuerbach und Bruno Bauer, verteidigen mußte, die ihm wegen seines positiven Gottesglaubens Inkonsequenz vorwarfen, schlug er sich auf die Seite Follens und des Freundes Wilhelm Schulz, welche in dem neuen „Atheismusstreit" gegen die „Ichel", wie sie die „nihilistischen Egoisten" tauften, mit scharfen Waffen zu Felde zogen. In den Gedichten von 1846 finden sich zwei von den vier Sonetten Kellers „An die Ichel". Er bekennt sich zum Unsterblichkeitsglauben. Der Dichter vor allem habe ihn nötig. Der Atheist von Profession ist eine eingefleischte Blasphemie. Gewiß, auch er glaubt wandellos an die beglückende Diesseitigkeit; aber es gibt Millionen, die den Glauben an das ausgleichende Jenseits brauchen, um nicht zu verzweifeln.

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet kaum den Wurm zu euren Füßen,
Die Blume nicht, die sproßt aus eurem Grab:
Und dennoch krönt ihr schon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrüßen —;
Der Zweifel fehlt euch —: das bricht euch den Stab!

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt;
Was mir die kühngeschwungne Brücke schlägt,
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so kurz, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geist bewegt!
's muß wenig sein, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid.

Heinzen antwortete („Fahrten und Abenteuer" II, S. 320 ff.):

Du klagst, daß uns der Glaube kam abhanden;
Dann aber heißt's, daß uns der Zweifel fehle!
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystizismus Banden!

Du schiltst uns lieblos, weil wir uns entwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kamele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegasus ein Langohr fanden.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geistesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unsinn und Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft sind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienste fremder Kindheit
Sinn oder Unsinn hält für Einerleiheit,
Der schäme sich ob seiner Freigesinntheit.

So derb Keller im persönlichen Verkehr und so leidenschaftlich er auch in polemischen Haßgedichten sein konnte, solchen Straßenton hätte er nie verantwortlich zu Papier gebracht. Für diese theoretische Unentwegtheit ohne Rücksicht auf seelische Imponderabilien war er, der die Mängel seiner formalen Bildung so scharf zu erkennen begann, in Wahrheit schon damals viel zu gebildet. Auch als er bald darauf den Unsterblichkeitsglauben persönlich über Bord warf, blieb er dabei, ihn wie den Glauben überhaupt als ein hohes Gut für diejenigen zu schätzen, die ihn besaßen. Im „Verlorenen Lachen" hat er sich darüber endgültig ausgesprochen. Auch vom politischen unentwegten theoretischen Radikalismus sagte er sich innerlich sehr bald los. „Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix" entwickelte er sich unter dem Beispiel von Männern, wie Escher, die das allgemeine öffentliche Interesse über das der Partei stellten, zu einem „bewußten und besonnenen Menschen, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will." Mit brennendem Interesse verfolgt er die Februar-

und Märzrevolution von 1848 und sieht die lebendigen Kräfte sich entfalten, um nicht mehr zur Ruhe zu kommen, bis ein natürlicher, befriedigender Zustand überall sich herausgebildet habe. Die Geschlechter von heute werden darüber im Kampf und Ringen alt und grau werden, aber: „mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. — Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern noch dazu allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde." Und diese Auslassung steht nicht in einem politischen Artikel, sondern in einem der Kunstberichte, die er mit Bücheranzeigen zusammen in der letzten Zeit, sowohl um der eigenen Bildung willen, als um sich zu einer bestimmten Tätigkeit zu zwingen, schrieb. Dazu hörte er ein philosophisches Kolleg an der Universität. All das aber mußte seine Überzeugung bestärken, daß systematische Studien, und nicht in der für ihn zu behaglichen Luft der Heimat, die auf ihn wie ihr sonniges Tal auf die Seldwyler wirkte, nötig waren, ihn weiter zu bringen. Eigene Mittel besaß er nicht mehr. Aber einige deutsche Universitätsprofessoren in Zürich, der Chemiker Löwig und der Orientalist Hitzig, wußten den Bürgermeister Alfred Escher und die Regierungsräte E. Sulzer und Bollier für den Gedanken zu gewinnen, ihm ein Staatsstipendium zu verschaffen. Am 26. September 1848 erhielt er es vom Erziehungsrat und der Regierung zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande (800 Franken). Im Oktober 1848 verließ er Zürich für sieben bedeutungsvolle Jahre.

V

In Heidelberg, wohin er sich zunächst für ein Jahr begab, machte sich wie vor Jahren in München die belebende Wirkung einer neuen bunten Welt geltend. Auch hier schloß er sich, wenn auch kritischer, dem Studentenvolk an. In seinem engeren Verkehr aber blieb er so exklusiv schweizerisch wie früher. In lebhaften produktiven Austausch trat er zu dem Landschaftsmaler Bernhard Fries und dem stark theoretisierenden Restaurator der Boisséréeschen Sammlung Christian Köster. Vor allem aber kam es ihm jetzt auf ernsthafte Studien an. Um Geschichte zu studieren, war er nach Heidelberg gegangen, wohin ihn die Namen Schlosser und Häusser lockten. Eine Zeitlang hörte er denn auch bei dem letzteren deutsche Geschichte. Daneben trieb er, sich viel auf die vermittelnde Hilfe fleißiger Kollegbesucher verlassend, Rechtswissenschaft. Ein lebhaftes persönliches Verhältnis entwickelte sich aus anfänglichem Schülertum zu dem zwei Jahre jüngeren Privatdozenten für Ästhetik, Kunst- und Literaturgeschichte, Hermann Hettner, das sich in der Folge zu einer Lebensfreundschaft gestaltete, die uns einen schwerwiegenden Briefwechsel hinterlassen hat. Hettner bereitete ein Buch über das deutsche Drama vor, und auch Kellers Interesse wandte sich, wie wir noch sehen werden, ganz dramatischen Problemen und Versuchen zu. Viele der besten Gedanken in Hettners bald erscheinendem Buch sind im Gespräch mit Keller entstanden oder den Briefen Kellers fast wörtlich entnommen. Ein Jahr nach Kellers Weggang von Heidelberg wurde Hettner als a. o. Professor nach Jena berufen, 1851 und 1855 als Direktor der Antikensammlung nach Dresden. Keller ließ später keine Gelegenheit vorübergehen, den Freund nach Zürich zu ziehen, was ihm freilich nicht gelang. Über die philosophische Entwicklung von Spinoza bis zur damaligen Gegenwart, über ästhetische und literaturgeschichtliche Fragen ließ er sich von dem Freunde im Hörsaal belehren.

Einen anderen Heidelberger Universitätslehrer kannte Keller schon von Zürich her, den Anatomen und Physiologen Jakob Henle, der von 1840 bis 1843 in Zürich gelehrt hatte und von dort her mit Schulz und Herwegh befreundet war. Bei einem Besuch bei Schulz hatte ihn Keller kurz vor der Abreise von Zürich kennengelernt. Die Ehegeschichte Henles hatte Aufsehen gemacht. Er hatte den kühnen Versuch gewagt, das Dienstmädchen seines Züricher Kollegen Löwig, der ja auch Keller nahestand, Elise Egloff, zu heiraten (1846). Sie war jedoch, als der Dichter nach Heidelberg kam, schon einige Monate lang tot. Das Problem hat ihn beschäftigt, und im „Sinngedicht" hat ihm bei der Charakterisierung der „Regina" Elise Henle vorgeschwebt. Die Vorlesung über Anthropologie fesselte Keller bald aufs tiefste, wie der freie Niederschlag des dort Gehörten im „Grünen Heinrich" deutlich zeigt. Hier lernte er den Menschen als Mittelpunkt aller geistigen Bewegung erfassen und die Erkenntnis festigen, daß der geistige Mensch nicht für sich, sondern immer nur in Verbindung mit seiner physischen Bedingtheit erfaßt werden könne. Es ist nun von großem Interesse zu sehen, wie Keller in dem Roman den Professor die Lehren Henles zu den Konsequenzen fortführen läßt, die er zur Erfüllung des grünen Heinrich mit Feuerbachschen Gedanken braucht. Henle lehrte den weitestgehenden Kontakt psychischer und physischer Vorgänge im menschlichen Erlebnis, der Professor des Romans zwingt die Hörer zum Schluß auf die durchgehende Abhängigkeit der psychischen von den physischen. Er kommt zu einem Gott ausschaltenden sensualistischen Materialismus, während Henle, der politisch ein Gegner der radikalen demokratischen Bewegung war, „in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederherstellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben", wie Keller im Februar 1849 an Baumgartner schreibt. Die letzten nicht ergründbaren Ursachen führen nach ihm zu Gott. Ganz im gleichen Sinne bekämpft

der Anthropologe des Romans den freien Willen, während Henle in seinen „anthropologischen Vorträgen" viel unbestimmter nur vor einer Überschätzung des freien Willens warnt. Tatsächlich aber sind wie die Hettnerschen Vorlesungen auch die Henles „die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben" für Keller geworden. Das aber konzentrierte sich immer mehr auf Ludwig Feuerbachs Lehren, die dem Dichter zur Klärung und Festigung der ihm gemäßen Weltanschauung verhalfen.

Ludwig Feuerbach ist 1804 in Landshut in Bayern geboren als der Sohn des berühmten Juristen. Er ist der Bruder des Archäologen und der Oheim des Malers Anselm Feuerbach. Er ging in der Entwicklung seines Denksystems aus von dem rationalistischen Theologen Paulus und vor allem von Hegel. Mit der Entfaltung der Hegelschen Schule ging parallel in der romantischen Bewegung eine religiöse Linie. Die Verkirchlichung in der politischen Restauration auf der einen und Entkirchlichung nach einer diesseitigen liberal-individualistischen Sittlichkeit hin auf der anderen Seite hatte die Hegelianer in eine „Rechte" und eine „Linke" nach ihrer religionsphilosophischen Orientierung gespalten. Die Kernfragen der Diskussion waren das Wesen Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Auf der einen Seite wurde aufs schärfste die Persönlichkeit Gottes und die Trinitätslehre verfochten und die Unsterblichkeit des Menschen im wörtlichsten Sinne gelehrt, auf der anderen Seite, vor allem durch das „Leben Jesu" von Strauß (1835) gestärkt, ein „Pantheismus des ‚Geistes', der aus der allgemeinen Bewegung den einzelnen Geist als eine zeitlich vorübergehende Erscheinung heraustreten und darin zu sich selbst kommen lassen sollte" (Windelband). Die religiöse Kritik der Linken verband sich, wie wir schon aus Gottfried Kellers Züricher Kämpfen wissen, mit dem politischen Liberalismus. Keller hatte mit Follen und seinen Freunden diese Verbindung nicht als notwendig anerkannt. Für ihn hatte, wie für den grünen Heinrich, Gott als

willkürlicher Leiter der Ereignisse und als persönlicher Freund die Vorsehung zu spielen, die in verzweifelten Situationen einen unerwarteten Ausweg eröffnet, einen wunderbaren Zufall in Erscheinung treten läßt; er hatte ihn im Züricher Atheismusstreit begründet aus dem Bedürfnis des Künstlers und der mit dem Diesseits nicht Fertigwerdenden und deshalb der Hoffnung nicht zu Beraubenden. Noch vor der Abreise nach Heidelberg hatte er die sieben ersten Bände von Ruges „Gesammelten Schriften" besprochen und die Besprechung war in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 304 und 305 am 30. und 31. Oktober 1848 erschienen, als er gerade in Heidelberg angekommen war. Hier stellt er noch die verschiedenartige Auffassung Hegelscher Gedanken über die strittigen Fragen fest und behandelt die Verquickung der politischen Demokratie mit religiösen Grundfragen durch Ruge als „Schrullen", die er mit seinem Freunde Feuerbach gemein habe. Aber seine Gegengründe waren ja, wie wir sahen, keine logischen, was Heinzen schon sehr richtig festgestellt hatte. Diese Logik aber drängt sich schon durch, wenn er Strauß inkonsequent nennt, weil er zwar Gott das himmlische Mäntelchen von den Schultern nähme, aber den König von Preußen zum deutschen Kaiser machen wolle. Gott als Persönlichkeit spielte bei ihm nur dann eine Rolle, wenn er ihn für sein irdisches Geschick unbedingt brauchte. Er wollte für sich auch keineswegs zu den Gottbedürftigen gerechnet werden und in dem einen Sonett „An die Ichel" hatte er schon in der ersten Gedichtsammlung geschrieben:

Auch ich glaub' wandellos: Hier ist gut wohnen;
Auf! laßt uns sehen, wie wir zurecht uns finden.

Später hat er bekannt: „Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß." Es bedurfte nur eines logisch zwingenden Systems, um ihn auch in den Glaubensfragen zur „Linken" zu zwingen. Und dieses System bot ihm nun Feuerbach.

„Mein erster Gedanke", hat Feuerbach selbst zur Charakterisierung seiner Entwicklung gesagt, „war Gott (die theologischen Anfänge im Anschluß an Paulus), mein zweiter die Vernunft (sein Anschluß an Hegel), mein dritter und letzter der Mensch." Die zweite Epoche wird sehr bezeichnend vertreten durch seine Dissertation von 1828: De ratione una universali infinita (Die einheitliche, allgemeine und unbegrenzte Vernunft), die berühmte Schrift von 1830 „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" zeigt ihn schon als linken Junghegelianer, der in einem pantheistischen Hymnus das Aufhören des Lebens im Diesseits als Bedingung des menschlichen Fortschrittes bezeichnet. Die anonyme Schrift wurde konfisziert und Feuerbach von der akademischen Karriere abgeschlossen. Am Ende des Jahrzehnts hatte er sich ganz von Hegel gelöst. Es erschienen schnell nacheinander die Werke, welche seine eigene Weltanschauung zunächst aus der Kritik der Hegelschen aufbauten: 1839 „Kritik der Hegelschen Philosophie", 1841 „Das Wesen des Christentums", 1845 „Das Wesen der Religion", 1846 „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie aus". Diese Schriften machten einen ungeheuren Eindruck und zogen ihn aus ländlicher Abgeschiedenheit wieder in die lebendige Welt der werdenden Generation, für die sie geschrieben waren. Eine Massenpetition an das badische Ministerium verlangte eine Professur für ihn in Heidelberg. Als sie keinen Erfolg hatte, forderte ein Teil der Studentenschaft den Gelehrten auf, außerhalb der Universität Vorlesungen zu halten. Im Wintersemester 1848/49 sprach er im Rathaus über das Wesen der Religion. Diese Vorträge hörte Keller. Sie haben ihn ganz für Feuerbach gewonnen.

Feuerbachs Lehre wendet sich gegen die Grundanschauung Hegels, daß die Welt entstanden sei durch die absolute Vernunft als die Erscheinungsform der Gottheit, die sich hinter den zufälligen und in Wahrheit unwirklichen Erscheinungsformen der Natur verbirgt und durch das vernünftige Denken der Menschheit aus ihnen er-

kannt werden kann und muß. Das einzelne der Erscheinungswelt ist unwesentlich, sekundär. Die Natur hat nur Sinn als unklare, erst durch das Denken zu klärende Manifestation der absoluten Vernunft. Das menschliche Denken allein kann das wirklich Seiende erfassen. Nein, lehrt Feuerbach, es ist gerade umgekehrt. Nur das einzelne, den Sinnen Erfaßbare ist wirklich, das allgemeine ist erst eine Abstraktion des sinnlich erfaßbaren einzelnen. Nicht die Natur ist das Reich dessen, was anders ist als das Wirkliche, sondern der Geist, der nur gespaltene Natur bedeutet, das heißt sich selbst entfremdete Natur. Diese Feuerbachsche Wirklichkeit ist nicht logisch wie die Hegels, sondern irrational, das heißt nie völlig durch den zergliedernden Verstand zu erfassen. Natur ist „der Inbegriff aller sinnlichen Kräfte, Dinge und Wesen, welche der Mensch als nicht menschliche von sich unterscheidet. Natur ist alles, was dem Menschen, abgesehen von den supranaturalistischen Einflüsterungen des theistischen Glaubens, unmittelbar, sinnlich als Grund und Gegenstand seines Lebens sich erweist. Natur ist Licht, ist Elektrizität, ist Magnetismus, ist Luft, ist Wasser, ist Feuer, ist Erde, ist Tier, ist Pflanze, ist Mensch, soweit er ein unwillkürlich und unbewußt wirkendes Wesen ist." An die Stelle des logischen Idealismus Hegels tritt ein sensualistischer Materialismus, der sich freilich, wie wir sehen, von dem platten Materialismus wesentlich unterscheidet. Eine geistige Weltsubstanz gibt es nicht. Mit rein begrifflicher Spekulation, welche die irrationale sinnliche Wirklichkeit ausschaltet, ist der Wahrheit nicht näherzukommen. Damit war Feuerbach in der Tat bei seinem letzten Gedanken, dem Menschen als Maß aller Dinge, angekommen. „Die neue Philosophie macht den Menschen mit Einschluß der Natur als seiner Basis zum höchsten und alleinigen Gegenstand der Philosophie und demnach die Anthropologie zur Universalwissenschaft." Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit werden identisch. Die Hegelschen Sätze: das Absolute ist Selbstbewußtsein, im Menschen weiß Gott

sich selbst, sind umzudrehen: das Selbstbewußtsein ist das Absolute, der Mensch weiß in seinem Gott nur sich. Es ist Feuerbach ein Unding, die Religion als vernünftig an sich erweisen zu wollen, man muß sie vielmehr, um sie zu verstehen, aus ihrem Werden psychologisch erklären. Gott ist nur ein Postulat menschlicher Wünsche. Was der Mensch selbst sein möchte, das Ideal, das er sich von seinem Gattungswesen macht, abstrahiert er aus den seiner Erfahrung zugänglichen Einzelwesen, stellt es aus der Fülle der Einzelwesen in ein Jenseits von ihnen und betet es an: Nicht Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, wie es in der Heiligen Schrift heißt, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Religion ist Selbstvergötterung des Menschen; der Gottesbegriff wandelt sich mit der allgemeinen Kultur, d. h. hier mit der Verfeinerung oder Vergröberung der menschlichen Bedürfnisse. Dementsprechend ist auch sein Reich, das Jenseits, ein verschönertes, idealisiertes Diesseits. Nicht Gott ist barmherzig, sondern die Barmherzigkeit ist göttlich, nicht Gott ist die Liebe, sondern die Liebe ist göttlich. Im Denken wirkt Gott sich aus, hatte Hegel gelehrt. Nach Feuerbach ist das Denken, auch das höchste Vernunftdenken, nur eine menschliche Funktion. Gott war ausgeschaltet, entthront.

Die praktische Bedeutung der Feuerbachschen Lehre beruht jedoch nicht auf diesem negativ-kritischen Erkenntnisresultat, sondern auf der positiven praktisch ethischen Auswertung, welche er ihm gibt; sie war es natürlich auch, welche eine so positive Natur, wie Keller, allein gewinnen konnte. Nicht wie der gemeine Materialismus der geistesfeindlichen Masse kommt er etwa zu einer ethischen Gleichgültigkeit; er setzt vielmehr an die Stelle des metaphysischen Idealismus einen praktisch-sozialen. Ein ethisches Ideal kann nicht aus dem Bedürfnis des einzelnen geboren werden; was ihn glücklich machen könnte ohne Rücksicht auf andere, kann ja den Nebenmenschen unglücklich machen und muß dann unheilvoll auf ihn zurückwirken. Der Mensch, der keinen Ausgleich

in einem anderen Leben mehr zu erwarten hat, ist zur Glückseligkeit im Diesseits bestimmt. Aber es kann nur das Glück aller sein, das ihm selbst das höchstmögliche Maß sichert. Je mehr er sich der Gemeinschaft hingibt, um so besser muß es ihm schließlich ergehen. Das Gewissen ist das an die Stelle des verletzten Mitmenschen sich setzende Ichgefühl. Die Einheit von Ich und Du erzeugt in unendlicher Reihe Gott als das gemeinschaftliche Ideal aller Einzelichs. Die Bedürfnisse der Gattung über die Begehrungen des eigenen Ich zu stellen, das ist Sittlichkeit. Gerade die Heidelberger Vorlesungen schlossen mit Ausführungen wie den folgenden: „Der Atheismus ist positiv bejahend; er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welchen der Theismus die besten Kräfte ausgesogen. Die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines besseren Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen, tatlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbsttätigkeit." Die Menschenliebe wird zur wahren Religion. Er begründet diese optimistische Ethik auf dem Gefühl der Mitfreude, das er in einem nachgelassenen Aufsatz gegen das Mitleid des Pessimisten Schopenhauer stellt. Bei der starken Abhängigkeit des Geistes vom Körper muß natürlich auch in erster Linie für die physische und soziale wirtschaftliche Gesundheit der Menschen gesorgt werden. Ganz im Sinne des alten Wortes von Juvenal mens sana in corpore sano, das er ins Ethische überträgt, ist sein oft mißbrauchtes Wort zu verstehen: der Mensch ist, was er ißt. Er teilt diese Erkenntnis mit einem Idealisten wie Schiller, der 1793 an den Herzog von Augustenburg geschrieben hatte: „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm

regen soll." Feuerbach ist allerdings Optimist, da er glaubt, daß sie sich dann regen wird.

Aber gerade das lehnte Keller gewiß am wenigsten ab. Denn es war im Grunde seine eigene Überzeugung oder, besser gesagt, ein Bedürfnis seiner Natur, wie bei Feuerbach. Die Erkenntnisresultate der Heidelberger Lehre waren in seinem Denken, wie wir sahen, vorbereitet; es bedurfte zu ihrer Festigung nur noch des systematischen Durchdenkens, zu dem ihn Feuerbach zwang. Die wirklich positiven Positionen, die er Feuerbach entgegenzustellen hatte, waren ja die ethischen und künstlerischen Bedenken gewesen. Die ethischen waren durch die Sittenlehre Feuerbachs überwunden. Eine Verflachung brauchte er nicht mehr zu fürchten. Großen Eindruck mußte in dieser Hinsicht auf ihn der Hinweis Feuerbachs auf die Verwandtschaft mancher seiner Anschauungen mit mystischen Gedanken Jakob Böhmes machen, wie die Fortspinnung dieser Verwandtschaftsbeziehungen zu Mystikern im „Grünen Heinrich" deutlich zeigen, Gedanken, die Feuerbach dazu verleiten, Böhmes Lehre als naturalistischen Supranaturalismus, supranaturalistischen Naturalismus oder theistischen Atheismus zu bezeichnen. Es handelt sich um die Identifizierung von Gott und Mensch. Der Mystiker will sich ganz in Gott auflösen. Der Graf des Romans, der ja ganz Feuerbachianer ist, glaubt den Meister zu hören in den Versen des Angelus Silesius:

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein:
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd' ich zunicht', er muß vor Not den Geist aufgeben.

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

Wenn er freilich meint, alles dies mache beinahe vollständig den Eindruck, „als ob der gute Angelus nur heute zu leben brauchte, und er nur einiger veränderter äußerer Schicksale bedürfte", um aus einem „kräftigen

Gottesschauer" ein „ebenso kräftiger und schwungvoller Nichtschauer und Feuerbachianer" zu werden, so haftet dieser Eindruck doch mehr am Wort als am Sinn der Sätze. Der Unterschied ist handgreiflich. Der Mystiker strebt in einem asketisch brünstigen Aufschwung aus den Schranken seiner Sinnlichkeit heraus, um in der metaphysischen Allgeistheit Gottes ganz zu versinken, mit ihr eins zu werden, und nur im ekstatischen Zustand der völligen Entsinnlichung wagt er die Identifikation: nicht zentrale Anthropologie, sondern zentrale Theologie; er kehrt nicht mit seinem Gott in die sinnliche Menschheit zurück. Sein Weg ist eine steile Linie von Mensch zu Gott. Feuerbach bleibt in seiner sinnlichen Menschheit fest verwurzelt stehen, er greift nur in einer in sie zurückfallenden Kurve nach dem Phantom Gott, um es, seinen himmlischen Glanz abstreifend, als ein erdfestes Ideal hineinzuziehen in die sinnliche Welt: keine Spur von Theologie, sondern eben zentrale Anthropologie. Aber der Vergleich zeigt eins, was eben Keller auch durch seine Parallelen dokumentieren will: dieser sensualistische Materialismus ist qualitativ nicht niedriger als jener metaphysische Idealismus, er bringt nur eine andere logische Deutung gleicher oder ähnlicher ethischer Empfindungen und Bedürfnisse. Aus einem ähnlichen Streben heraus kam auch David Friedrich Strauß in dem Alterswerk „Vom alten und neuen Glauben" zu der mit den Erkenntnissen Darwins gestützten Lehre, daß die Natur überall über sich selbst hinausstrebe, und damit auch wieder zu einer Verbindung mit den geistigen Lebensinhalten der idealistischen Epoche.

Der Künstler vor allem hatte nun für Keller nichts mehr von Feuerbachs Diesseitslehre zu fürchten; im Gegenteil: er hatte alles gewonnen, was ihm fehlte, das blühende sinnliche Leben, das die Romantik in Metaphysik, in Gedanklichkeit und „leeren" Gefühlen zu ersticken drohte und das auch seinem Roman, wie er bislang in seinem Kopfe spukte, fehlte. Die realistische Unmittelbar-

keit, die sinnliche Naturnähe, die auch dem Maler gefehlt hatte, sie wird jetzt Kunstprinzip, wie bei anderen, so auch bei ihm, dem sie angeboren war. Daß er nun nicht mehr im Vertrauen auf eine letzte Gelegenheit, die der Vorsehungsgott seiner Jugend zu besorgen hatte, alles laufen lassen konnte, wie es lief, buchte er als ethischen Gewinn. Nicht nur „glühender und sinnlicher" ist die Welt geworden, sondern auch „unendlich schöner und tiefer, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen" (an Baumgartner). Das Jenseits als das verschönerte und idealisierte Diesseits aber hat er dargestellt im „Tanzlegendchen". Freilich am Wesenskern eines Menschen können auch solche Klärungen nichts ändern, und Keller hat später einmal gestanden: „Als ich Gott und der Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben." Das jedenfalls blieb, wie wir schon wissen, seine Überzeugung, auch nachdem er mit Feuerbach die anthropologische Gottesanschauung sich ganz zu eigen gemacht hatte, daß alle religiösen Fragen persönliche Erlebnisfragen seien und jede aufdringliche „Behirtung", sei sie von den Frommen oder von den „Gottlosen", vom Übel sei.

Mit Feuerbach verkehrte der Dichter auch persönlich. In Fries und dem Philosophen Christian Kapp hatten sie gemeinsame Freunde. Das Haus zum „Waldhorn" auf der anderen Neckarseite, die Besitzung Kapps, war der Schauplatz der tiefsten persönlichen Erlebnisse, die ihm das Heidelberger Jahr brachte. Kapp, der Gegner Schellings, damals 50 Jahre alt, war 1833 von Erlangen nach Heidelberg berufen worden, hatte sich aber 1844 wegen Mißhelligkeiten mit Kollegen vom Lehramt zurückgezogen

und lebte nun ganz seinen Studien und der Politik. 1845–1849 gehörte er als Radikaler der Badischen zweiten Kammer an. Moleschott, Hettner, Berthold Auerbach, den Keller damals auch kennen lernte, und vor allem Feuerbach waren die Freunde des Hauses, in dem nun Keller während des Sommers 1849 fast täglich erschien. Ihn lockte die bedeutende Tochter Kapps, Johanna, die, wie seinerzeit Luise Rieter, selbst dichtete und malte und schon Hoffmann von Fallersleben entzückt hatte, der sie auch zur Frau begehrt hatte. Für sie war die Kunst Lebensbedürfnis, und das führte und hielt sie mit Keller zusammen, der bald eine tiefe Neigung für sie faßte. Ihr gegenüber ging er aus seiner Verschlossenheit heraus und machte sie mit seinen Plänen, Entwürfen und Dichtungen bekannt, wie auch sie ihm die ihrigen vorlegte. Nach häufigen Wanderungen auf dem Philosophenweg machte er ihr im November einen schriftlichen Antrag. Mit ihrer schmerzvollen Absage, die gleichwohl ein Dokument ihrer innigen Freundschaft ist, machte sie ihm das Geständnis, daß sie einen andern hoffnungslos liebe, gerade den, welchen ihr Keller in seinem Briefe als den zweiten Menschen bezeichnet hatte, dem er aufs tiefste verbunden sei – Feuerbach, der selbst durch Weib und Kind gebunden war. Im „Landvogt" ergeht es Salomon Landolt so mit Aglaja. Johanna Kapp aber mochte mehr vom Wesen der Figura Leu haben, die das Schicksal voraussieht und um deswillen den Geliebten Landolt abweist, das Johanna später ereilt – Geisteskrankheit. „Erstarren Sie nicht," schrieb sie damals, „ob den Untiefen, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt, verkennen Sie weder mich noch ihn! Wo Sie nicht alles begreifen, glauben Sie das Gute doch, und lassen Sie mich für immer glauben, daß Sie nie irre an mir werden! Mein Herz ist unwandelbar; aber es ist nicht bloß dem Geliebten treu: es bewahrt auch seinen Freunden eine wahre Zuneigung und Innigkeit. Ich werde Sie nie vergessen. – Die höchste Gabe, die der Mann einem Weibe bieten kann, ist seine

Liebe, und für dies Geschenk muß ich Ihnen danken, so traurig mich's auch macht. Ich hab' Sie wirklich lieb und glaube Sie zu verstehen in der tiefen Innigkeit Ihres Wesens." Und beim Abschied (nach München, wo sie sich ganz der Kunst ergeben will), schreibt sie ihm: „Bleiben Sie mir gut unter allen Lebensverhältnissen! Wer so reich an Liebe ist wie Sie, muß das finden, was er begehrt, muß geliebt werden." Diesmal braucht er sich nicht zu entschuldigen. Der Geliebten, Verloren-unverlorenen selbst hat er aufgeschrieben, wie ihn die Trennung niederwirft, und laut weinend wie ein Kind, dem man das Zuckerbrot genommen, den Kopf in die Kissen drücken läßt. Das, was er hier verloren, wird er nicht wiederfinden. Und er hat es auch nicht wiedergefunden. „Meine Jugend ist nun vorüber und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich noch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist." Den Brief hat er aber dann doch nicht abgeschickt. Er verschließt sich wieder, nachdem er sich erleichtert hat. So ist das Schreiben uns erhalten worden als ein kostbares Dokument. Denn die anderen Briefe an Johanna Kapp sind verloren, von ihr vernichtet. Noch bis 1856 dauerte der Briefwechsel zwischen beiden. Die späteren Briefe, und was er von ihr hörte, müssen schon unnatürlich auf ihn gewirkt haben. Der Irrsinn streckte die Hand nach ihr aus. So erklärt sich das harte Urteil, das Keller 1856 in einem Brief an Hettner über sie ausspricht und in dem er sie raffinierter Koketterie zeiht, die eine elende Praxis offenbare und direkte Grobheiten verdiene. Die eintretende Katastrophe hat ihn erst eines besseren belehrt, denn die Figura Leu läßt sie so erscheinen, wie sie ihm wohl geblieben wäre, wenn sie, wie diese, von einer

nur gefürchteten Geisteskrankheit bewahrt worden wäre. Ein von ihr gesticktes Brieftäschchen hat der Dichter sorgfältig aufbewahrt.

In Heidelberg sind noch die Gedichte für das zweite Bändchen zusammengestellt worden. Mit ihnen wollte er von dem subjektiven Wesen Abschied nehmen und sich nun ganz dem Drama widmen. Dazu mußte er eine Stadt mit einer bedeutenden Bühne aufsuchen. Er dachte an Dresden, wo Gutzkow Dramaturg war, vorübergehend auch an München, und entschied sich schließlich für Berlin, wo er sich von der Förderung durch Varnhagen etwas versprach, der seine früheren Gedichte sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Ein neues Stipendium von 1000 Franken ermöglichte ihm, den Plan auszuführen. Anfang April 1850 fuhr er den Rhein hinab bis Köln, wo er von den Freiligraths fröhlich aufgenommen wurde und mit dem Maler Hasenclever und Wolfgang Müller von Königswinter (in Düsseldorf) und mit Freiligrath wacker dem Wein und der Bowle zusprach, dabei aber so verdrossen und unentwegt schweigend blieb, wie immer bei solchen Gelegenheiten. Von da ging's weiter nach Berlin, wo er sich in Lust und Schmerz unter den härtesten Entbehrungen zu sich selbst und seinem reichen Dichtertum entwickeln sollte.

VI

Wenn sich Keller in Heidelberg um die leidenschaftliche politische Bewegung der Jahre 1848/49, an der seine Freunde mehr oder minder unmittelbar beteiligt waren, als innerlich Ergriffener noch gekümmert hatte, so hielt er sich in Berlin, wo gerade im Anfang seines Aufenthalts die Reaktion Triumphe feierte, ganz still, wenn er auch über das Überwachungssystem, das auch ihn anfänglich ins Auge faßte, spottet. Das waren nicht seine Sorgen. Er war gekommen, sich durch die Bühne und Studien auszubilden.

Dazu wäre zunächst freilich die Anknüpfung von litera-

rischen Beziehungen erwünscht gewesen. Da aber war ihm seine Verschlossenheit und seine kritische Exklusivität in Verbindung mit der gesellschaftlichen Schwerfälligkeit, die er nie überwinden konnte, hinderlich. So verkehrte er auch in Berlin nach einem ersten vergeblichen Besuch bei Fanny Lewald, an die ihn Hettner verwies, im Anfang fast nur mit Schweizern, zumal, da er mit einer starken Abneigung gegen das nüchterne und zweckbestimmte Berliner Wesen und Leben zu kämpfen hatte. Seine Haltung spricht sich ganz aus in dem damals entstandenen Gedicht „Mühlenromantik":

Als ich den Rhein heruntergefahren,
Haben bei Bonn die Windmühlen begonnen,
Haben mir Armen nun schon seit Jahren
Immer ihr trauriges Lied gesponnen.

Geh' in der Dämmrung ich über die Heide,
Sitzen im Nebel die grünlichen Spinnen,
Eine hier, eine dort! zum Totenkleide
Haspeln den Faden die Unholdinnen.

Einst sah ich Mühlen an grünenden Rainen;
Lieblich beschattet von Buchen und Erlen,
Sprang die Forell' in den fließenden Scheinen,
Stäubten die Räder Demanten und Perlen.

Rosen und Nelken vor klaren Fenstern;
Lustig am Gartenhag flattert das Linnen;
Und durch die Büsche von weißen Gespenstern
Sah man im Mondschein ein Huschen beginnen.

Doch zu Berlin, im ästhetisch erweckten,
Da sah ich nagelneu und auf das beste
Aufgeführt vom Staatsarchitekten
Eine gewalt'ge normännische Feste.

Und es war eine Mehlfabrike,
Hoch und herrlich mit Zinnen und Türmen;
Schäumend und brausend unter der Brücke
Sehn die Berliner die Spree herstürmen.

Aber die preußische Hauptstadt war das „ästhetisch erweckte" Zentrum geistigen Lebens von den Tagen der Romantik her und alles „wandte sich hierher, um seinem Studium den letzten Stempel aufzudrücken", wie Roden-

berg sagte, der selbst 1853 nach Berlin kam. „Wer in Berlin gewesen, schien vor den übrigen etwas voraus zu haben." Wer wollte nicht Alexander von Humboldt, die Brüder Grimm, Leopold von Ranke und Friedrich von Raumer oder Richard Lepsius gehört haben? Jeder hoffte mit Bettina von Arnim in Verbindung zu kommen, die vom Abglanz Goethes bestrahlt durch ihre neuen sozialen Bücher Erstaunen erregte, oder zu dem weit sich auswirkenden Kreise Varnhagens von Ense Zutritt zu erlangen, der alle oppositionellen Elemente in geistreicher Zeitkritik um sich zu versammeln wußte. Fanny Lewald beherrschte ihren zeitgemäßen Salon aller Emanzipationsbestrebungen, unterstützt durch ihren einflußreichen Freund und späteren Gatten, den Literarhistoriker Adolf Stahr. Im „Tunnel über der Spree", dem Sammelpunkt der jungen Generation, glänzten Fontane, Storm, Kugler, Geibel und ihr Schützling Heyse, Adolf Menzel und Scherenberg. Im Theaterwesen schließlich stand Berlin an erster Stelle.

Von all diesen Möglichkeiten, die ihn doch nach Berlin gelockt hatten, verstand Keller, wie gesagt, zunächst keinen Gebrauch zu machen, ja, was er so von außen her sah von der Jagd nach dem Erfolg und ihren Methoden, stieß ihn ab. Er belustigt sich über die in Gruppen auftretenden „Dichter", die „gegen ein Uhr über die Gassen rennen" zu Einladungen „bei Geheimrats", „den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie zum erstenmal sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen". Er „spekuliert innerlich" und lacht in die Faust, „wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen", äußerlich „stumm und nüchtern wie eine Schildkröte" und nur den Mund öffnend, um Wasser, Speisekarte, Kerzen und Zigarren zu verlangen. So treibt er es den ersten Sommer hindurch. Im Herbst 1850 schickt ihm Hettner den unglücklichen

österreichischen Dramatiker Johann Nepomuk Bachmayr zu, für dessen von Hebbel als hirnverrückt erklärtes Volksdrama „Der Trank der Vergessenheit" er in der „Constitutionellen Zeitung" im September 1851 mit Wohlwollen eintritt. Als er endlich nach Neujahr 1851 Fanny Lewald aufsucht, ist er von der gespreizten Unnatur, welche eine ursprüngliche weibliche Veranlagung im Streben nach heterogenen Zielen verdirbt, entsetzt. In den „Mißbrauchten Liebesbriefen" hat das Tintentier ihm zum Modell der Kätter Ambach gedient. Unter den Tunnelleuten erscheinen ihm Kugler und Geibel als „Süßwasserfische", deren Lebenselement nicht das richtige ist für den natürlicheren Heyse. Nur zu Christian Friedrich Scherenberg gewinnt er (im Sommer 1851) ein persönliches Verhältnis, das ebenso auf der freilich nicht dauernden Hochschätzung von Scherenbergs Dichtungen wie seines Freisinns beruht. „Ich bin überzeugt," schreibt er an Hettner, „daß dieser Mann einer der größten Poeten der nächsten zwanzig und letzten zwanzig Jahre ist." Der Mangel an Selbstkritik macht in den nächsten Jahren den allzu selbstgefälligen Mann dem überkritischen, gegen jeden Schein von Unnatur allzu empfindlichen Keller ungenießbar. Dagegen bleibt das gute Verhältnis zu dem naiv-ehrlichen Schillerbiographen Emil Palleske, den er als Rezitator von Scherenbergs Dichtungen kennen lernte, sein ganzes Leben hindurch bestehen. Durch Vermittlung Scherenbergs lernte er auch seinen eingedeutschten Landsmann Heinrich von Orelli kennen, den Verfasser des Buches über den Jesuitenorden, und Adolf Widmann, der ihm zum Typus des naturalistischen Novellenfabrikanten wird, wie er ihn in enger Anlehnung an Widmannsche Techniken in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" schildert. Längere Zeit verkehrte er lebhaft mit dem Bildhauer Hermann Heidel und seinem Kreis in verschiedenen Weinstuben. Während Gottschall und Max Ring ihm nicht viel zu sagen hatten, wurde der Verkehr mit Julius Rodenberg intim und für jetzt und besonders später von nachhaltiger

Bedeutung. Freilich blieb er auch hier, so oft man auch zusammenkam, schweigsam und sprach vor allem nie von sich selbst. „Auch von seinem Humor war kaum etwas zu bemerken. Man konnte nichts aus ihm herausbringen, und doch liebten wir Jüngeren den seltsamen, verschlossenen Mann und hatten einen instinktiven Respekt vor ihm."

So war denn Keller allmählich in den Berliner Schriftstellerkreisen bekannt geworden, ohne jedoch irgendwo sich dauernd gebunden zu fühlen, wie in Heidelberg. Eine wirkliche innere Bindung trat erst ein, als er endlich bei Varnhagen von Ense vorsprach oder vielmehr sich heranziehen ließ. Er hatte dem „Statthalter Goethes auf Erden" im Dezember 1851 seine „Neueren Gedichte" gesandt mit einer Entschuldigung, daß er sich nicht längst vorgestellt habe. Er hätte es getan, „wenn es mir nicht an aller Form für den norddeutschen Verkehr gebräche". Varnhagen muß erst seine Wohnung ermitteln und bringt ihn wirklich dazu, einmal zu erscheinen. Aber erst nach der Veröffentlichung der drei ersten Bände des „Grünen Heinrich", die er überreicht, läßt er sich zu weiteren Besuchen herbei. Varnhagen wurde ihm dann bald teuer, zumal er ihn auch als Schriftsteller hoch einschätzte, und es entwickelte sich, zum großen Teil durch Ludmilla von Assings, seiner Nichte, Vermittlung, ein lebhafter Briefwechsel, den die letztere nicht einschlafen zu lassen eifrig bemüht war.

Nachhaltig gefesselt wurde Keller aber in Berlin in der Familie des Verlagsbuchhändlers Franz Duncker. Dieser, der Bruder des Historikers Max Duncker, hatte ein geistig angeregtes und sehr gastliches Haus, das uns der Schriftsteller Pietsch in seinem Erinnerungsbuch „Wie ich Schriftsteller wurde" sehr fesselnd beschreibt. Er stellte seine ganze Persönlichkeit und seinen Verlag in den Dienst der liberal-demokratischen Bewegung, besonders nach dem Wiederaufkommen der Reaktion. So gründete er auch die „Nationalzeitung". Am meisten am Herzen aber lag

ihm seine andere Gründung, die radikale „Volkszeitung“ (für den Arbeiterstand und das Kleinbürgertum). Seine Frau, Lina Duncker, die Tochter des Gutsbesitzers Tendering auf Haus Ahr bei Wesel, war die Seele des Hauses. Sie war zum Teil Beschützerin, zum Teil Bewunderin Kellers. Das seltsame Haus Dunckers hat uns Walter Robert Tornow im 65. Band der „Deutschen Rundschau“ beschrieben. Es gehörte vorher einem Verwandten der Frau Lina Duncker, einem Grafen Roß. „Auf dem rebenumsponnenen Hofe voll blühender Stockrosen, der zwischen Haus und Mauer lag, ergoß das Nürnberger Gänsemännchen seine plätschernden Strahlen in ein von breiten Blattpflanzen umgrüntes Bassin, und an den Türen der Seitenflügel standen auf Postamenten die vier Jahreszeiten, Rokokoputten aus Sandstein, umrankt von Kletterrosen. Rechts ging es hinab in die gewölbten Keller, links zur Küche und zu den Dienstbotenräumen, und dort erhob sich, gekrönt von einer Metallvase, ein zierliches Brunnenrohr mit einem blanken Delphinspeier. Der großen eisernen Straßenpforte gegenüber führte die breite niedrige Mitteltür des Hauses, welche zwei rostige Kandelaber flankierten, mit nur einer Steinstufe in das kleine Vestibül, und von da aus ging man geradeswegs durch das Musikzimmer auf die Veranda, deren steinerne Treppe mit sechs Stufen in den Garten führte. Zwei Kugellinden beschatteten diesen Sommersitz. Gegenüber an der langen Grenzmauer des schmalen Gartens stand unter einer Laube, die eine reiche Schmiedeeisenarbeit aus der Rokokozeit schmückte, ein Apoll aus Sandstein auf hohem Postamente. Er stützte sich auf eine Lyra, hielt lauschend den Kopf empor und eine Hand erhoben, als wolle er den Takt schlagen, und ihm wiederum gegenüber an der Längswand des zwölffenstrigen grauen alten Hauses, geigten und bliesen vier dicke Sandsteinputten im Efeu, welche seine Kapelle vergnüglich darstellten.“ Die kahlen Mauern der Nebenhäuser waren mit kolossalen Dekorationsbildern bemalt, südliche Ideallandschaften mit Parks, Marmor-

hallen, Alpenketten usw. Daran schloß sich der mächtige Park. So ahnte man hier nichts von der umgebenden Großstadt. Waldeinsamkeit mit zahmen Hirschen und Rehen! Pietsch und Rodenberg berichten weiter von den verschiedenen Sälen des Hauses, einem pompejanisch-maurischen, einem chinesisch-japanischen, einem ostindischen usw., in denen sich früher der Graf Roß in persischer Tracht bewegte. Jeder, der das Grafenschloß im „Grünen Heinrich" sich vergegenwärtigt und die Sammlertätigkeit des Grafen, sieht sofort, woher Gottfried Keller die Anregung zu dieser Erfindung kam. Und wie im Grafenschloß der grüne Heinrich sein Dortchen Schönfund fand, so Keller hier das Urbild des Dortchen Schönfund. Die dritte große Leidenschaft Kellers war ebenso unglücklich, wie die beiden anderen. Sie galt der Schwester der Hausherrin, der am 6. April 1831 geborenen Betty Tendering, über die wir erst neuerdings volle Aufklärung erhalten haben, nachdem sie als damals noch lebend, in der früheren Literatur mit einem Schleier verhüllt war. Es war ein außergewöhnlich lebendiges, liebenswürdiges und gebildetes Mädchen, wie ihre Schwester, Frau Lina Duncker, aber im Gegensatz zu dieser von blendender Schönheit und Anmut. Der Zeichner und Maler Pietsch kann sich gar nicht genug tun, ihre Schönheit zu schildern, die herrliche Gestalt, den schönen Hals mit den schwarzen Locken, dem Profil von klassischem Adel der Linien. „Keine willkommenere, anziehendere Aufgabe hätte mir gestellt werden können, als die, diesen herrlichen Kopf und diese Gestalt zu zeichnen, die in der damals eben modisch gewordenen, sich weich um die Hüften schmiegenden langen Panzertaille die ganze edle Pracht ihres Wuchses entfaltete. Während der Sitzungen aber offenbarte sich mir in nie abreißendem lebhaften Gespräch mit dem schönen Fräulein über alle Dinge zwischen Himmel und Erde ein weiblicher Geist, der sich diese klassische Hülle nach seinem eigenen Bilde geformt zu haben schien."

Im Winter 1854/55 lernte Keller diese „elegante

Personage" kennen, zu der ihn alsbald eine „ungefüge Leidenschaft" ergriff. Seine inneren Erlebnisse schlugen sich unmittelbar im Schluß des „Grünen Heinrich" nieder, der in dieser Zeit geschrieben wurde, der Schluß bekanntlich „buchstäblich in Tränen". An Hettner schrieb er, er hätte seine Leidenschaft ganz allein auf seiner Stube verarbeiten müssen. Nicht nur in dem Sinne ist das wahr, daß er sie in seiner Dichtung verarbeitete, sondern ganz buchstäblich. Ermatinger hat uns aus diesen Tagen zwei als Schreibunterlagen benutzte Bogen mitgeteilt, die ungemein drastisch diese „Verarbeitung" widerspiegeln. „Der weiße Bogen zeigt in kunstvollen und schön verzierten, manchmal zum Monogramm verschlungenen Buchstaben unzählige Male die Initialen B. T.; dann wieder erscheint in ganzen Reihen der Name Betty. Einmal findet sich neben einem B die Frage: ‚Est-ce, qu'il y a du sucre là dedans?' Darunter die Worte: ‚La partie n'est pas égale.' Und endlich steht hier mehrmals der Name: ‚Bella Trovata, la bella Trovata, belle trouvée,' einmal ‚Enrico' — Dortchen Schönfund und der grüne Heinrich!" Man sieht, wie Wahrheit und Dichtung ineinanderfließen. „Auf dem großen blauen Bogen hat der Verliebte das Kunststück geübt, den Namen Betty in langen Reihen mit Spiegelschrift zu schreiben. Oder er zeichnet einen kleinen bärtigen Mann — sein eigenes Konterfei — der auf der Schulter eine lange Stange trägt, daran als Blumenranken gezeichnete B hangen. Ein Scherz, wie: ‚Rheinländerin/Tingtang Tendering!' weist auf die Fröhlichkeit der Geliebten, ein B mit dem Wort Nachtigall daneben auf ihre schöne Stimme. Mehrmals liest man das Datum: ‚Mai 1855', einmal mit der Wendung: ‚Dies ist der Mai Betty.' Die Zeichnung einer blätterumsponnenen, von schönen Bäumen überragten Mauer mit Gittertor scheint eine Erinnerung an den Dunckerschen Garten zu sein; das Gittertor trägt oben den Namen Betty und unten zweimal die Buchstaben B. T. Darunter stehen die Verse:

Wer dieses Haus betritt, sei sorgenlos,
Nur Küsse muß er dulden und Gekos. —
Sie sprach: „Wir kamen dieses Umstands wegen."
Nun denn, so tretet ein mit Glück und Segen!

Doch das Liebchen, das so heiß ich lieb',
Schön und anmutsvoll ist's über Maßen!
Wahrlich, es verdienet keinen Spott
Der, dem solch ein Liebchen hat gefallen.

Zwischen zwei Spiegeln steht: ‚Spiegelinski, Spiegelberger, Guckinspiegel.' Eine Zeichnung stellt eine Glocke mit anschlagendem Hammer dar, darunter stehen die Worte:

Rheinländerchen,
Was schlägt die Glocke?

‚Wie lange sind diese Wochen!' lautet ein Seufzer. ‚Ich sitze in der Wüste und mache Kalender.' Und es wird ihm klar, daß er verzichten muß: ‚abrenuncio' malt er mit feierlichen Buchstaben hin. Oder er schreibt schief über mehrere untereinanderstehende Reihen von ‚Nein' den Satz: ‚Resignatio ist keine schöne Gegend.' Dann wieder wünscht er: ‚O wär' ich, wo der Pfeffer!' und schreibt ein wehmütiges Schwarzwälder Volkslied hin.

Eine Zeichnung stellt ein Gerippe dar, das auf dem kummervoll geneigten Schädel eine Hanswurstmütze trägt und betrübt die Bratsche streicht. Rechts daneben steht: ‚der Tränenmeier — Herr Gottfried Tränensimpel.' Links: ‚Gottfried Tränenberger — Tränenmeier.'"

Der Geliebten gegenüber verbirgt er seine glühende Zärtlichkeit unter mürrischem Benehmen. Später ruft ihm Lina Duncker solch eine Szene ins Gedächtnis: „Wir führen zuweilen, Betty und ich, eine kleine Szene auf, in der ich Keller spiele. Sie können denken, wie natürlich das ist. Es handelt sich um ein Bijou, das Sie fallen ließen. So nannten Sie wenigstens irgendein einer Schale entfallenes Ding. — Meine Schwester hebt es auf — unerhört freundlich, huldvoll von einem großen schönen stolzen Mädchen. Sie präsentiert es Ihnen, und Sie kratzen es ihr ungestüm und barsch aus der Hand und legen es

an Ort und Stelle, ohne Dank, ohne irgendein schmeichelhaftes oder erstauntes Wort. – Betty steht erstarrt vor Ihnen." Keller sieht die Szene freilich in seiner Antwort etwas anders – natürlich! Auch hier trat die alte Reaktion ein: er stürzt sich in ein nächtliches Wirtshausleben und sucht Händel. So trifft er mit einem Theaterreporter zusammen, namens Schlivian, den er kurzerhand nach einem Wortwechsel verprügelte (in der Nacht vom 28./29. Juni 1855). Der Herr erhob Vorstellungen wegen dieses „pöbelhaften Benehmens", worauf Keller sich nicht anders zu helfen weiß als durch das Billett: „Ich erhalte von Ew. Wohlgeboren anliegendes Schreiben, aus dem ich nichts zu entnehmen weiß, woraus ich irgend klug werden kann. Ich stelle es Ihnen somit zurück und verbleibe Ew. Wohlgeboren ergebenster G. Keller." Und später bekennt er Frau Lina Duncker: „Ich hatte nämlich nicht nur den Schlivian verprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Taler gebüßt wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und anderen Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit, und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor." Diese Erlebnisse haben sich in allerlei Variationen niedergeschlagen im „Grünen Heinrich", in „Pankraz dem Schmoller", in der Legende vom schlimmheiligen Vitalis. Wie er, reagieren auch seine Helden auf das innere Wüten der Leidenschaft mit äußerer Gewalttätigkeit. In dieser Zeit besuchte auch Betty Tendering die Schweiz und Zürich und versuchte des Dichters Freunde und seine Mutter zu sehen, allerdings ohne Erfolg. Aber das gab Veranlassung, Keller mit ihr in nähere Verbindung zu setzen und anzupochen, was ihn natürlich peinlich ergrimmte. Ja, er sah sogar in ihrer schönen Ab-

sicht ein kokettes Spiel oder, wie er in der Wut sagt, eine „Schufterei, damit ich mir etwa einbilde, weiß Gott was." Diese negativen Züge haben Lydia im „Pankraz" und das Fräulein in „Spiegel das Kätzchen" erhalten. Wie es nun wirklich um ihre Gefühle gegen ihn bestellt war, ist nicht mehr zu ermitteln. Später war sie zeitweise etwas gereizt. Im „Grünen Heinrich" liebt Dortchen Schönfund den Helden wieder. Aber das wird wohl eine Erfindung der ausgleichenden poetischen Gerechtigkeit gegenüber dem harten Leben sein. Briefe Kellers an Betty Tendering sind nicht erhalten. Sie hat sie verbrannt. Wahrscheinlich befand sich darunter auch wieder ein Werbebrief seltsamer und ergreifender Art wie die bekannten. Die Freunde stellten übrigens sofort die „unverkennbarste Ähnlichkeit" der „benannten Betty Tendering" mit dem Dortchen Schönfund fest. Wilhelm Schulz, der jedenfalls an die Liebe des Mädchens glaubt und den Dichter aus seiner scheuen Blödigkeit zum Zugreifen bringen möchte, schreibt dem ergrimmt Rechenschaft Fordernden (leider sind uns die Briefe von Schulz nicht erhalten): „Glaube doch nicht, daß es Klatschereien gegeben hat. Nur im Kreise Deiner allernächsten Bekannten eine stille aber innige Mitfreude über die angenehmen Bekanntschaften, die Du in Berlin gemacht hast, und darüber, daß Du mit einer solchen Phönixin auf so genial vertraulichem Fuße lebst. Aber sehr tief muß sich doch die Tingtang in Dein Dichterherz hineingestichelt haben, Du kommst ja sogar auf das Erdbeben und die Oberwallisischen Täler zu sprechen, bloß um Deine Besorgnis zu äußern, daß sie ins Schwanken geraten sein könnte. Fürchte nichts, sie wird nicht schwanken, sie wird festhalten; das scheint ganz in ihrer Art zu liegen. Und wenn Du noch Gelegenheit hast, sie in die Hottinger Gemeindegasse zu dirigieren (wo er und die Mutter wohnten), so versäume es ja nicht. Nicht bloß der deponierte Gruß wird richtig besorgt werden, sondern ich verspreche Dir auch, sie nicht allzu direkt darüber auszufragen, ob

sie etwa als Dortchen gegenwärtig im strengsten Inkognito die sämtlichen europäischen Buchhandlungen und Leihbibliotheken bereise." Er sah sie also ganz als Dortchen, wie sie Keller vor der Entscheidung sehen wollte. Da sie ihm aber inzwischen zur Lydia geworden war, so mochte er durch solche Briefe in eine richtende Wut geraten. In solcher Stimmung wandte sich sein Mißtrauen auch gegen das Dunckersche Haus. Weil man ihn, wohl aus Zartgefühl, wie Lina Duncker dann auch erklärte, nicht mehr aufforderte, redete er sich ein, man habe ihn als Schriftsteller ausbeuten wollen und habe kein persönliches Interesse mehr, nachdem der Vertrag über die Galateanovellen abgeschlossen war.

Solche mißtrauische, in sich hineinwühlende Bitterkeit wurde gerade in der Berliner Zeit gefördert durch die Not, in der Keller sich ständig befand. Nach den Stipendien von 1848 und 1849 wurde ihm vom Erziehungsrat in Zürich ein drittes 1851 von fünfhundert Franken und ein viertes 1852 von sechshundert Franken gewährt, das letztere aber schon mit Bedenken und der Mahnung, sich mehr zuzutrauen und mit seinen Dichtungen „etwas zuversichtlicher und mutiger ans Tageslicht zu treten". Mit den Honoraren für den „Grünen Heinrich", die Gotthelf-Aufsätze, die „Neueren Gedichte", die „Leute von Seldwyla" und dem Dunckerschen Vorschuß auf die Galateanovellen hätte er wohl einigermaßen auskommen können, aber das Wirtshausleben und der gesellige Verkehr verlangten mehr. Solange Geld da war, wurde es ausgegeben. Dazwischen liegen Zeiten wahrer Hungerübung. Besonders 1853, bevor die Honorare anfingen, ihm aufzuhelfen, ging's ihm bitterlich schlecht und die Schulden drohten ihn zu ersticken. Selbst Hettner wurde angeborgt, und als er sein Geld wieder brauchte, schwieg Keller und versagte sich aus Scham für ein Jahr den förderlichen Gedankenaustausch, bis Hettner großmütig nicht nur verzichtete, sondern von neuem half. Er wußte Bescheid, denn ihm hatte Keller im Juli 1853 geschrieben: „Die fortwährende

Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese letzten drei Jahre später nicht abkaufen lassen!" Am Ende dieses Jahres eröffnete er sich Christian Heusser, der nach Zürich zurückkehrte. Dubs und Alfred Escher beschlossen mit anderen, ihn aus der Patsche zu ziehen, baten um ein Register aller Schulden und legten sechs Aktien zu je 300 Franken unter zum Teil drolligen Bedingungen auf. Die „Aktionäre" hat Keller später alle richtig ausbezahlt, aber das Geld reichte, als es 1854 eintraf, kaum mehr aus zur Tilgung der Schulden. Im Anfang dieses Jahres schien sich eine ehrenvolle Möglichkeit zu eröffnen, aus der wirtschaftlichen Notlage herauszukommen. Es wurde beschlossen, ein Polytechnikum mit einer Art philosophischer Fakultät in Zürich zu gründen, und man ließ bei Keller durch Dubs anfragen, ob er eine Professur für Literatur- und Kunstgeschichte übernehmen würde. Er überlegte mit Hettner, war aber zu gewissenhaft, ein Amt anzunehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlte, und das ihn seiner eigentlichen Berufung entfremden müsse. Er empfahl Hettner, der aber vorzeitig nach Dresden berufen wurde. Die Stellung erhielt dann Fr. Th. Vischer, mit dem ihn später eine innige und für beide äußerst fruchtbare Freundschaft verbinden sollte. So häuften sich die Schulden von neuem; im Juni 1854 wurde er sogar von seinem Hauswirt verklagt. Von der Mutter war kaum noch etwas zu erwarten. Um so bitterer war es ihm, ihr seine Lage zu gestehen, und in seiner Bedrücktheit schwieg er sich aus, einmal fast zwei Jahre lang, so daß die sorgende Frau sich durch Umfragen informieren mußte. Im „Grünen Heinrich" muß sein Held als Stellvertreter die Buße für dieses seelische Verbrechen tragen Er hat das Unrecht selbst empfunden, ohne es unterlassen zu können. Und auf den Bogen, den er für sie hinlegt, stehlen sich die Betrachtungen:

„Während eines Briefes an die Mutter, nachdem ich anderthalb Jahre nicht geschrieben:

Ich schmiede Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe wochen-, monden lang,
Laß' Helden große Worte sprechen,
Stets gibt die Schelle ihren Klang.

Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An zier- und geistbegabte Fraun,
An lebensfrohe Witzgenossen,
Weiß alle leichtlich zu erbaun.

Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich, groß zu schreiben
Und deutlich für das Mutterauge,
Daß für das alternd tränenblöde
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann — o welche schmerzenvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen!

O, wie gesteh' ich all mein Fehlen
Und töte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?

Brech' ich die alte schlichte Weise
Und nehme süßes Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht dies nicht ihr Vertrauen fort?

Schreib' ich in glänzenden Gedanken,
In reicher Hoffnung Lenzgefühl?
Wähl' ich der Demut enge Schranken?
O, immer bleibt's ein trüglich Spiel!

Wähl' ich Papier und Siegel köstlich?
Verletzt sie die Behaglichkeit?
Schrieb ich an eine blasse Fürstin,
Wie klein wär' die Verlegenheit!

Laß' ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohlzutun?
Tu' ich das Gegenteil, damit sie
Nicht *meinem* müsse unrecht tun?

Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln,
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.

Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! —
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten!
In Tränen schrieb ich dieses Lied."

1852 hatte die Mutter das Haus am Rindermarkt verkauft, das er nun im „Grünen Heinrich" mit allem Zauber der Erinnerungen ausstattet. Im November 1855 schickt sie ihm von der Kaufsumme tausend Gulden, um sich in Berlin lösen und heimreisen zu können. Sie wollte keineswegs warten, bis er von sich aus Geld genug habe, sonst komme er nie. Eine herzliche schriftliche Aussprache mit Lina Duncker beseitigt die Mißverständnisse und stellt das alte Verhältnis wieder her, das sich in der Folge in Briefen auslebt. Im November noch reist er über Dresden, wo Hettner besucht wird, nach Zürich, wo er Mitte Dezember eintrifft.

Mit ungeheurer, fast fanatischer Einseitigkeit hatte sich Keller in Berlin in seinen vermeintlichen Beruf als Dramatiker gestürzt — mit einer echt seldwylischen Verbissenheit, ohne über alles Planen hinaus zu Taten gelangen zu können. Er studierte alle theoretischen Schriften seit Lessing, die ihm zu Gesicht kamen, und besuchte, soviel es ihm seine Mittel erlaubten, die „Hauptunterrichtsanstalt", wie er sagt, das Theater. Dabei war er aber so stolz, einen ihm angebotenen Freiplatz im Schauspielhaus auszuschlagen, weil er nicht verpflichtet sein wollte. Seine Beurteilung der Berliner Bühnenleistungen ist nämlich sehr scharf. Er sieht überall nur Mittelmäßigkeit ohne Genie.

Das Repertoire der königlichen Bühne dagegen lockte ihn und half ihm sehr, seine dramatische Bildung zu ergänzen (Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, z. B. „Maria Magdalena"). Am meisten aber zog ihn eine Gattung an, die ihm alle Keime originaler Entwicklung zu enthalten

schien, die aber zu einer solchen Entwicklung in der Folge bis heute nicht gelangt ist: die Berliner Posse. Besonders hatte er Sinn für das Couplet. „Die witzigen und wirksamen Anspielungen in ihm, der lebendige Zusammenhang zwischen Bühne und Zuschauer, endlich die Verbindung von Mimik, Tanz und Musik im Vortrag fanden seinen Beifall." Er sah hier „den Keim zu einer modernen klassischen Komödie. Daß das Volk und die Zeit sich selbst diese Gattung geschaffen hatten, daß sie kein literarhistorisches Experiment war (als was er z. B. Platens Literatursatiren ansah), die lose Ökonomie der Stücke, die Vereinigung mehrerer Künste, auf der sie beruhten, all das schien ihm die günstigsten Bedingungen zu einem kräftigen Aufschwung zu bieten. Es bedürfte, meint er, nur einer reineren Poesie und eines tüchtigen Inhalts, und die klassische Komödie wäre da". (Pniower.) Für die dichterische Entwicklung Kellers waren diese Jahre im „pennsylvanischen Gefängnis", in der märkischen „Korrektionsanstalt", von größter Bedeutung. Es entstand der „Grüne Heinrich" und erschien 1854/55, und was er nie für möglich gehalten hätte, beinahe spielend konzipierte er schon 1853 eine Reihe von Novellen, die „Leute von Seldwyla", von denen sieben fertig wurden, aber nur fünf 1856 vorläufig erschienen, als er schon wieder in Zürich war. In einer ersten Form wurden auch schon die „Sieben Legenden" in Berlin geschrieben, außerdem Teile der „Züricher Novellen" und der Anfang des „Sinngedichts", das noch in einer inneren Verbindung mit den Legenden stand und das als Galatea-Novellen vertraglich schon dem Dunckerschen Verlag gehörte, der es doch nicht hat bringen dürfen.

Noch eine andere Dichtung entstand in Berlin, die Keller nicht veröffentlichte, die aber zu seinen eigenartigsten Produktionen gehört und die ihr Erscheinen vor dem Publikum erst der Gesamtausgabe seiner Gedichte (1883) verdankt: das literatur-satirische Epos „Der Apotheker von Chamounix", eine Dichtung, durch die er sich von dem Einfluß Heines auf drastische Weise freizumachen

suchte und freimachte. Gegen die ungezügelte Subjektivität Heines wandte er sich in scharfer Satire, damit zugleich gegen ein Element seiner eigenen Vergangenheit, dem er nicht mit Unrecht seine Leiden zuschrieb und ebenso die Hemmungen für seine künstlerische Vollendung. Jetzt hatte er sich gefunden. Seine epische Natur hatte sich machtvoll durchgesetzt. Keller ist in Berlin künstlerisch schnell zur höchsten Vollendung seines Künstlertums emporgewachsen. „Aus dem Überwuchern einer reflektierenden Psychologie erhob er sich zur Höhe einer dichterisch-objektiven Behandlungsweise. Die Vorliebe für die Betrachtung wich der Freude an der Gestaltung, das Sinnen ward vom Bilden überwunden." Zugleich vollzieht sich eine seelische Wandlung, wie auf jenem Bogen seiner Schreibunterlage in der Resignation, die ihn unter Tränen lächelnd den Tränenmeier verspotten läßt. „Aus einer grämlichen Selbstbeobachtung erhebt sich Keller zu einer heiteren Weltbetrachtung" (Pniower), aus dem widernatürlichen Pessimisten wird der natürliche Optimist, der in ihm geboren ist.

VII

Mit dem Gefühl beglückender Befreiung lebte sich Keller in der Heimat wieder ein. Die Mutter war ganz die alte, rastlos tätig, sparsam und gegen die Anfälle mürrischer Melancholie bei dem wiedergewonnenen Sohne weniger empfindlich als Regula, die ihm gelegentlich den Kopf zurechtsetzt. Er wohnte mit den beiden Frauen am Fuße des Zürichberges „zu ebener Erde im Garten vor der Stadt: Reben am Fenster und soeben (im April 1856) blühende Birn- und Apfelbäumchen davor, die man mit der Hand erlangen kann. Später soll alles voll Rosen sein, den vielen Stöcken nach zu schließen; und weiterhin gibt's nichts als Wiesen und am Rande Gehölz, hinter welchem man in der Stube den Mond aufgehen sieht und am Morgen die Sonne. In fünf Minuten bin ich an und auf einem grünen Berge, welcher wie ein Theater voll

Gärten, Matten und Wohnungen der Menschen ist, voll enger Pfade zwischen den Grünigkeiten, und oben mit Wald bekränzt, überall die herrlichste Aussicht auf die Alpen und den See". So schreibt er an Ludmilla Assing und fast mit denselben Worten an Hettner, dem er bekennt, er komme durch diesen Frühling wirklich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder ganz zu sich selbst und empfinde beim Herumstreichen auf den wunderschönen Höhen wieder das ganz naive Vergnügen der Jugendzeit. Und an Lina Duncker schon im März: „Ich laufe alle Abend auf die Höhen, recke den Hals nach allen Winden und suche Anemönchen." Es sei wundervoll und ein ganz goldenes Land. Die Menschen freilich hatten außer der Mutter für den gereiften und an den reichsten geistigen Verkehr gewöhnten Schriftsteller nicht mehr das alte Gesicht. Das Glattfelder Idyll von ehemals, wo alles zerfallen und verbauert war, lockte ihn nicht mehr und es kam sogar kurz vor Dr. Scheuchzers Tod zu einem beleidigten Absagebrief des Oheims, der nicht ganz mit Unrecht sich beklagte: „Seit ich nicht mehr die Ehre habe, Ihre (!) ökonomischen Angelegenheiten zu besorgen, habe ich eigentlich nichts mehr von Ihnen persönlich erfahren. Die letzte Zuschrift ist eine Quittung von Ihnen, die Aushingabe Ihres Vermögens betreffend." Auch das Verhältnis zu Schulz, der noch auf alten, von ihm längst aufgegebenen Standpunkten verharrte, war nicht mehr das alte, obwohl es Schulz persönlich an nichts fehlen ließ. Um so inniger wurde die Freundschaft mit Wilhelm Baumgartner. Daneben entwickelten sich neue mit dem Tiermaler Rudolf Koller, für den er auch später zu kritischer Würdigung die Feder ergriff, und dem Dichter und Kulturhistoriker Karl Morel, dem Redakteur des „Landboten", der sich 1861 als Privatdozent in Zürich habilitierte, aber schon 1866 starb. Aber auch das alte burschikose Wirtshausleben wird zwischendurch wieder aufgenommen, schließlich auch dem Künstler trotz manchem „Bußenzettel" als berechtigte Eigentümlichkeit

nicht mehr angekreidet, wenn es nicht galt, ihn dadurch im politischen Kampf zu diskretitieren. Leider ertrug das der Geldbeutel des berühmt Gewordenen so wenig wie der des Münchener und Berliner Ringenden. Von den vielen Plänen, welche er aus Berlin mitgebracht, wurde keiner fertig. Nur der „Apotheker von Chamounix" wurde (in der ersten Fassung) im Manuskript 1860 hergestellt und auf Anregung von außen das „Fähnlein der sieben Aufrechten" neu geschrieben (1860), genährt von den lebendig gewordenen Erinnerungen und der politischen Haltung dieser Jahre. Die Abfassung einer „Geschichte der schweizerischen Helvetik", welche ihm die Schulsynode 1859 auftrug, blieb ein frommer Wunsch. Daß ein freier schriftstellerischer Beruf für seine Natur nicht in Frage kam, war den hilfsbereiten Freunden nachgerade klar geworden und man sann auf angemessenere besoldete Stellungen. 1857 wurde ihm durch Vermittlung Hettners von Wolfgang Müller von Königswinter die Stelle des Sekretärs im Kölner Kunstverein angeboten, die ihm vier- bis fünfhundert Taler bei einstündiger täglicher Verpflichtung bringen sollte. Auch am Polytechnikum will man ihm eine Stellung schaffen, in der er ganz nach eigener Wahl freie Vorträge halten sollte. Wenn er auch nicht abgeneigt war, so hatte er doch mit so viel Bedenklichkeiten zu kämpfen, daß die Sache im Sande verlief. Aber in dem Jahre der Sammlung 1860 ergriff er selbst die Initiative in der Richtung, die er schon früher, wenn auch mit deutlichstem Mißerfolg, eingeschlagen hatte. Er machte Georg von Cotta, für dessen Morgenblatt er den bedeutsamen Aufsatz „Am Mythenstein" geschrieben hatte (1860, erschienen im 55. Jahrg. 1861, Nr. 14/15, 2. und 9. April), den Vorschlag, er wolle für seine verschiedenen Zeitschriften usw. jährlich eine gewisse Anzahl Bogen schreiben, „wogegen die löbliche Cottasche Buchhandlung ein mit diesen Bogen im Verhältnis stehendes Fixum quartaliter auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender Verpflichtung meinerseits), und der Um-

fang des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein, daß ich dabei einstweilen sorglos existieren könnte. Ich würde die poetische Arbeit dabei als Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen als bisher." Ein verzweifelter Irrtum! Der Aufsatz vom Mythenstein war ja nur zustande gekommen, weil er wirkliches bedeutsames Bekenntnis war. Laufend mehr oder minder bestellte Arbeit zu liefern wäre er unfähig gewesen und es wären Unerquicklichkeiten herausgekommen, die der Verleger wohl aus Erfahrungen mit anderen Dichtern kannte (1827 mit Waiblinger). So zog er die Besprechung hin, bis Keller aller Sorgen durch ein Ereignis enthoben wurde, das ebenso unerwartet wie heilsam in Erscheinung trat.

In dieser ganzen Zeit aber hat er im Verkehr und Austausch mit den bedeutendsten Männern des damaligen Zürich seine geistige Ausbildung vollendet. Er knüpfte engere Beziehungen an zu dem Chemiker Pompejus Bolley, zu Jakob Burckhardt, der kurze Zeit in Zürich lehrte, zu dem klassischen Philologen Hermann Köchly, während die Heidelberger Bekanntschaft mit dem nach Zürich berufenen materialistischen Philosophen Moleschott fortgesetzt wurde. Vor allem aber waren es zwei Männer, mit denen er zusammenwuchs und die so viel von ihm zu empfangen verstanden, wie er von ihnen: der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer, der die Stelle innehatte, die ihm seinerzeit zugedacht war, und Gottfried Semper, der Schöpfer des Polytechnikums und bedeutendste Architekt seiner Zeit. Beide waren im Jahr seiner Rückkehr nach Zürich gekommen (1855); Vischer blieb bis 1866, Semper bis 1871. Von ihnen und Gleichgesinnten wurde in Zürich ein allgemeines Bildungswesen ins Leben gerufen, an dem sich auch Keller als Empfangender beteiligte. Er berichtet seinen alten Freunden in Berlin und Dresden von den Donnerstags-Vorlesungen im größten Saal der Stadt, die wohl noch besser seien als die in der Berliner Singakademie. Der ins Leben gerufene wissen-

schaftliche Verein gab sogar vier Jahre lang eine Monatsschrift heraus. Vischer hat Keller durch sein reiches Wissen um künstlerische Dinge ebenso genützt, wie der Mensch in seiner derben Wahrheitsliebe und Natürlichkeit ihm Respekt abgewann. Er gewann eine ähnliche Stellung in seinem geistigen Leben, wie früher Hettner. Und er war in gleicher Weise antreibend und helfend immer zur Stelle; so war er es, der Cotta für den Dichter interessierte und zur tätigen Hilfe ermunterte, und seine kritische Würdigung von 1874 hat vielleicht das meiste für den dauernden Erfolg seines Schaffens geleistet. In seinem Roman „Auch Einer" (1878) hat er der wissenschaftlichen Würdigung eine künstlerische folgen lassen. In dem Barden Guffrud Kullur von Turik der Pfahldorfgeschichte erkennen wir den treffend gekennzeichneten Dichter, von dem auch ein Gedicht wörtlich übernommen wird. 1861 hat Keller in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 143–145 (23.–25. Mai) die „Neuen kritischen Gänge" Vischers angezeigt und mit den sein Verhältnis zu ihm bezeichnenden Worten begonnen: „Mit dem dritten Heft ist die neue, hoffentlich nicht letzte Folge der ‚Kritischen Gänge' abgeschlossen und damit glücklich das Bild eines Mannes erneuert, der an sich selber Disziplin übt und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglingsalter, sondern ein Mannesalter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergißt, die ihm beide eins sind." Wie die Freundschaft sich gehalten hat, zeigt der aus der Seele geschriebene Aufsatz zum 80. Geburtstag Vischers in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 179 (30 Juni) 1887. Auch mit Gottfried Semper verband ihn eine ähnliche, oft zum Ausdruck kommende Seelenverwandtschaft.

Schwankend dagegen war sein Verhälinis zu Richard

Wagner, der schon während des Dichters Abwesenheit von Zürich bewundert und verhätschelt in dessen Heimatstadt lebte und dort seinen Aufstieg unter günstigsten Bedingungen begann. Außer den grundlegenden theoretischen Schriften entstand in Zürich der „Ring des Nibelungen", am „Tristan" wurde gearbeitet und der „Parsifal" schon geahnt. 1853 wurde während Kellers Abwesenheit der 40. Geburtstag des Meisters durch ein großes Musikfest gefeiert. Seine Werke gingen unter seiner eigenen Leitung über die Bühne. Von all dem wurde Keller aufs genaueste unterrichtet und zur Beschäftigung mit Wagners Ideen ermuntert durch den gemeinsamen Freund Baumgartner, der ein begeisterter Anhänger Wagners war. Wagners Schrift „Ein Theater in Zürich" traf ihn ja in seinen dramatischen Bemühungen und weckte ihm eigene Hoffnungen auf. „Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Konsequenzen von Wagners Ideen über die Kunst der Zukunft. Es versteht sich allerdings, daß alle Künste dereinst noch in größerer Harmonie als jetzt im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Masse, das Volk selbst, sich beteiligen und selbst verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfnis individueller Virtuosität im einzelnen bestehen bleiben; das lyrische Gedicht, das Staffelbild (mit Kupferstich usw.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten und vorhandenen Gemütslage und Fähigkeit. Überdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers sowie die ganze Gestalt etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet" (an Baumgartner 1851). Die Briefe an Ludmilla von Assing und Hettner zeigen, daß Wagner persönlich und vor allem durch den „Ring des Nibelungen" als Dichter starken Eindruck auf

den Zurückgekehrten macht. Aber seine weichliche Lebensführung und seine Eitelkeit mußten Keller auf die Dauer unbehaglich werden. Ein Mann mit Nipptisch, silberner Haarbürste und seidenen Hausgewändern war nichts für seinen persönlichen Umgang. Er charakterisiert ihn später als einen „sehr begabten Menschen, aber auch etwas Friseur und Charlatan". Tiefere Gegensätze lagen in den Naturen. Wagner war eine durchaus aktivistische und dabei weltmännische Persönlichkeit, der Kellers Warten auf die Stunde der Eingebung, das ihm quietistisch erscheinen mußte, unverständlich war. Wenn Keller das Geistvollste sagte, berichtet er später, sei es doch so seltsam polternd herausgekommen, wie wenn man einen Sack Kartoffeln ausschüttete. „Ich war erstaunt, in Keller einen auffallend unbehilflichen und spröd erscheinenden Menschen kennen zu lernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. Auch war diese Sorge der schwierige Punkt bei ihm; alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen Anlagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze zu einer künstlerischen Entwicklung zu erkennen, und man frug sich nun unerläßlich nach dem Werke, welches jetzt folgen und seinen Beruf erst wahrhaft bezeugen sollte. So kam es demnach, daß mein Umgang mit ihm nur ein fortgesetztes Fragen nach ihm war, was er jetzt nun vorhabe. Er meldete mir in diesem Betreff auch allerhand gänzlich reife Pläne, von denen aber bei näherem Besehen nichts von einiger Konstanz zu gewahren war." Man sieht, das ist nicht unrichtig, man kann sich aber denken, wie Keller das innerlich aufnahm, da er hier gerade den Punkt immer berührt sah, den er selbst als Schwäche empfand! Gegen den er mit so drastischen Mitteln oft angekämpft hatte. „Glücklicherweise", fährt Wagner fort, „wußte man ihn, wie es scheint, schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste

jeistete, wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit von letzt an, nach jenen ersten Ansätzen, fast immer zu ruhen schien." (Aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre.) Wir wissen aber aus späteren Äußerungen, daß die Werke Kellers dem alten Wagner außerordentlich viel gaben. Nach Wagners Tode schrieb seine Stieftochter an den Dichter: „Ihre schönen Werke, Ihre lieblich rührenden Gestalten, die seelenvolle erhabene Art Ihres Schauens und Denkens haben in den letzten Jahren seines Lebens ihm viele Stunden belebt, ihn tief ergriffen, ihn überfroh gestimmt." Ganz besonders hoch standen ihm die „Drei gerechten Kammacher".

Ihren Mittelpunkt fand der Wagnerkult in dem glänzenden Hause Ottos und Mathildens Wesendonck, das wir aus so vielen Darstellungen kennen. Auch Keller verkehrte regelmäßig dort und in den anderen Häusern der Wagnerfreunde. Geradezu unmöglich aber war es ihm, das Theaterspiel um Liszt und die Fürstin Wittgenstein mitzumachen, die in gloriam Wagners und ihrer selbst 1856 im Hotel Baur hof hielten. „Ich wurde versuchsweise auch ein paarmal zitiert, aber schleunigst wieder freigegeben." „Große Schwindeleien" nennt er das Treiben. „Richard Wagner ist durch die Anwesenheit Liszts, der seinetwegen kam, wieder sehr rappelköpfisch und eigensüchtig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Torheiten. Die Ferschtin Wittgenstein hat mit allen gelehrten Notabeln Zürichs Freundschaft geschlossen, schreibt lange Briefe an sie und schenkt ihnen ungeheuere Gipsmedaillons Liszts (von Rietschel); Frau Köchly hat auch eins bekommen, ist aber jalouse auf Frau Herwegh, die dasjenige der Fürstin mitbekam. Übrigens ist letztere eine gescheite Frau; denn alle die gelehrten Eisenfresser und Brutusse rühmen sie. Ich allein bin dunkel vor ihren Augen geblieben und habe weder Brief noch Medaillon, worüber ich mich nicht zu fassen weiß." Im Wagnerkreis lernte er auch den Komponisten Robert Franz kennen, der von ihm begeistert ist, und das Ehepaar Hans von

Bülow und Cosima, die spätere Gattin Wagners. Nach Wagners Fortgang von Zürich gewinnt er im Wesendonckschen Hause Beziehungen zu Theodor Kirchner und Friedrich Hegar, ebenso zu Klara Schumann und Julius Stockhausen. Im Jahre 1870 trat eine Entfremdung ein, weil Keller ein Drama der Frau Mathilde Wesendonck schlecht beurteilte, ohne sie von seiner Sachlichkeit überzeugen zu können. Auch in dem glänzenden Haus von François und Eliza Wille in Mariafeld bei Meilen, das für C. F. Meyer so förderlich geworden ist, verkehrte er öfters. Dazu kamen dann Besuche von auswärts, Ferdinand Flocon, Varnhagen von Ense mit Ludmilla von Assing, das „vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier" (Adolf Stahr und Fanny Lewald), das er bei Köchlys stummgrob anschweigt, Paul Heyse und Hermann Hettner.

Mehr als all das beschäftigte ihn das Volksleben, wie es sich in den nationalen Festen verkörperte. Wenn sonst seine Dichtung zurückblieb, hier war er auch mit dem Wort stets zur Verfügung, ja, man kann vielleicht sagen, daß diese Festdichtung, die so unmittelbar aus dem Erlebnis seines Volkstums erwächst und die für ihn eine überkünstlerische Bedeutung hatte, ihn an der Ausführung seiner objektiv bedeutenderen Pläne in diesem Zeitraum behindert hat. Aber es ist müßig, das beklagen zu wollen. Er handelte unter dem Zwang seiner Natur. Ein Ehrendenkmal schweizerischer Art ist das unmittelbar die Wirklichkeit herausstellende Gedicht „Ein Festzug in Zürich", der das „Sechseläuten" von 1856 schildert. Mit leidenschaftlicher Teilnahme wirkte er bei dem ostschweizerischen Kadettenfest vom 1. bis 4. September 1856 in Zürich und Winterthur mit. Der „Waffensegen" wurde in der Komposition von Karl Keller, das Trinklied in der Komposition von Methfessel beim Feste gesungen, das zu einer Huldigung der versammelten Jugend für den Nationaldichter wurde. Er selbst hat Lina Duncker den Verlauf geschildert und man merkt seinen Worten an, wie sein Herz in dieser Krönung seiner eigenen Jugendfreuden aufgeht: „Ich habe

noch nie eine solche Freude gesehen oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopfe geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Burschen, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von zehn bis zwölf Jahren, die ihre fünfzig Patronen aber so gut und regelrecht verschossen, wie die größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm, umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletten Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item! es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jüngeren Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an hundertfünfundsiebzig Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nach-

barschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte, und tat sich was drauf zugut!" Welch ein Gegensatz zu der Hofkur bei der „Ferschtin" Wittgenstein! Kein Wunder, daß er ähnlichen Bedürfnissen in den nächsten Jahren bei den eidgenössischen Schützen- und Sängerfesten bereitwilligst entgegenkam. Manche dieser Lieder sind in den festen Liederbestand des Schweizer Volkes übergegangen, wie „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen" und „Der Traube Saft behagt dem Mund", andere schlingen das Band zurück zu alten Dichtungen bürgerlicher Tugend, wie „Das neue glückhafte Schiff" mit dem stolzen Bürgerwort:

Wohl sind wir andre, doch wir wohnen
Im Haus, das jene aufgebaut;
Noch hüten wir die Mauerkronen,
Von denen jene ausgeschaut.
Wir hoffen, da noch Trauben reifen,
Es jenen Alten nachzutun,
Ein gutes Ziel nicht nur zu streifen,
Das Steuer recht und fest zu greifen
Und niemals vor der Tat zu ruhn!

Die sittlichen Grundlagen dieses diesseitigen völkischen Gemeinsinns zeichnet er seinem Volke im Anschluß an Schillers Lehre von der den Zufall und die Sinnlosigkeit des Irdischen aufhebenden Freiheit der ästhetischen Bildung in dem „Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859"

Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,
Wie's uns behagt, ein warm gebautes Haus.
Die eigne Treu', dazu die Gunst des Himmels,
Ein freundlich Glück im Sturmgewog' der Zeiten
Erhielten uns das Haus mit seinem Wappen.
Doch was der Väter Schwert nachhaltig schuf,
Was der Geschlechter treue Denkart wahrte
Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:
Nicht ist es uns ein Bett der trägen Ruhe,
Der Buhlerin des grauen Unterganges!
Nein, rüstig leben wir und tun es kund
Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht
In Talesgründen und auf luft'gen Höhen,

Und unsre hurt'gen Wasser treiben lachend,
Das Land durcheilend, tausend schnelle Räder.
Auf allen Meeren schwimmen unsre Güter,
Und wo die großen Völker ihre Märkte
Wetteifernd halten, breitet auch der Schweizer
Rühmlich die reichgehäuften Waren aus.
Zugleich wird fort und fort das alte Schwert
Mit neuem Eifer vorbedacht geschliffen,
Dem ärmsten Mann im Land zu Trost und Freude.
In hellen Sälen wird Vertrag und Recht,
Gesetz und Ordnung forschend ausgebildet,
Wie es das wechselvolle Leben heischt;
Und selbst der Gegensätze zorn'ge Flammen
Besiegt die stärkre Hand des guten Willens,
Der nicht vergeblich in die Schule ging.

Doch ist der Augenblick uns nicht das Höchste!
Drum führt der kinderfrohe Schweizermann
Der Jugend Scharen auf die freien Fluren,
Da läßt er kühn sie in der Sonne spielen,
An Tage sinnend, wo er nicht mehr lebt;
Und denkt er ehrend der Vergangenheit:
Des Landes Hoffnung liebt er wie sich selbst.
Der Enkel Wohlfahrt wägt er als die eigne,
Das ist die schönste Krone, die ihn ziert.
— — — — — — — — — — — —
Auf! schirrt die Wagen! Bewimpelt eure Schiffe,
Ins Reich der dunkeln Zukunft auszufahren,
Ein einig durchgebildet Volk von Männern,
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
Daß seine Arbeit festlich schön gelingt
Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!
Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit,
Daß diese nicht vor ihren Jahren stirbt.
Vollkraft und Ebenmaß gibt sie dem Denken,
Schon eh es sinnlich sich zur Tat verkörpert,
Und knechtisch ist das unschön Mißgestalte
Im Keim verborgener Gedanken schon.
— — — — — — — — — — — —
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sie dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmärchen
Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
Zaghaft der Wahrheit heil'gem Ernst entfliehend —

Nein! die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, draus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!
— — — — — — — — — — —

Sie lehrt uns so zu handeln, daß,

wenn morgen
Ein Gott uns jählings aus dem Dasein triebe,
Ein fertig Geistesbild bestehen bliebe.

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

Hier sehen wir, wie auch Gottfried Keller die Synthese gefunden hat zwischen der Feuerbachschen Ethik des Diesseits und dem ethischen Idealismus des klassischen Neuhumanismus.

Nur im Leben und Wirken für die Gemeinschaft nach jenen Grundsätzen der Wahrheit, Schönheit und Freiheit hat der Einzelne Sinn und Wert, das ist Kellers Grundüberzeugung geworden. Und deshalb ist es für ihn nichts anderes als sittliche Pflichterfüllung, daß er sich mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit am öffentlichen politischen und sozialpolitischen Leben seiner Heimatstadt und seines Vaterlandes beteiligt. Und nach dem Leitsatz seines Freiheitsbegriffs war es dringend nötig, sich zu beteiligen. In jenem Frühlingsbrief von 1856 an Lina Duncker schloß er an das Bekenntnis, daß es wundervoll in Zürich sei „und ein ganz goldenes Land", den Seufzer: „In den Leuten dagegen, wie überall, die leidenschaftlichste Geld- und Gewinnsucht: alles drängt und hängt am Golde. Gott besser's!" In der Einleitung zum zweiten Teile der „Leute von Seldwyla" hat der Dichter den Wandel der Zeit als dem Seldwyler Wesen allgemeinere Geltung verschaffend und daher bedenklich für das alte gute Schweizertum charakterisiert. Der Liberalismus bildete nach seinem Machtantritt im Jahre 1848 in dem Jahrzehnt, dessen erste Hälfte Keller in Deutschland verbracht hatte, eine mächtige Blüte der Zivilisation aus in der

Entfaltung des neuerwachsenen Kapitalismus und der mit ihm aufkommenden Industrialisierung. Die Führer der Bewegung waren Alfred Escher und Jakob Dubs, beide persönlich Gönner des Dichters Keller. Der Kanton überzog sich mit einem Eisenbahnnetz der Nordostbahngesellschaft unter der Direktion Eschers. Die meisten Strecken wurden in dem Jahrfünft nach Kellers Rückkehr eröffnet. 1857 wurde als Hauptfinanzinstitut der kapitalistischen Industrialisierung die Schweizerische Kreditanstalt gegründet. Eine blühende Seiden- und Baumwollindustrie entwickelte sich, ebenso der Maschinenbau. Auf diese Weise wurde die Wirtschaft des Landes in engste Verbindung mit der allgemeinen Weltwirtschaft gesetzt, was auf seine Politik entscheidend wirken mußte. Die unentwegten Verfechter altschweizerischer Grundsätze waren schwerlich zur Billigung einer Politik zu gewinnen, welche in diplomatischen Handelsgeschäften nach wirtschaftlichen Zweckmäßigkeiten statt nach völkischen Idealen zu entscheiden geneigt war. So ist es begreiflich und natürlich, daß hier wie überall außenpolitische Streitfälle die Anregung zu innerpolitischen Entscheidungen brachten. Ein erster solcher Fall schien gerade den Unentwegten, die von Konzessionen nichts wissen wollten, recht zu geben. In Neuenburg führte ein verfassungsmäßig unhaltbarer Zustand 1856 zu Konflikten. Neuenburg war preußisches Fürstentum und zugleich eidgenössischer Kanton. Es wurde, da man auf beiden Seiten nicht nachgeben wollte, ernstlich zum Kriege gerüstet, und die Schweiz war von einer heroischen Entschlossenheit erfüllt, alles an ihre Ehre zu setzen. Preußen gab demgegenüber klüglich nach. An Ludmilla von Assing schrieb Keller im Februar 1857: „Der Kriegsspektakel war übrigens sehr schön und feierlich hierzulande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärts gebracht in unseren inneren Verhältnissen, und wenn Sie Seiner Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben dafür in meinem Namen! Ich bin aber ein

paar Monate ganz aus dem Arbeiten herausgekommen; denn ich habe Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr. ‚Da ist leicht zu helfen,' sagte ich, ‚ich zieh' die Strümpfe schon an!' Allein ich mußte ihr die Baarauslagen für die Wolle ersetzen." So scherzhaft faßte er die Situation im Mitleben aber nicht auf. Er war stolz darauf, zu den „dummen Kerlen" zu gehören, die die Sache so ernsthaft nahmen. Und er sprach als Führer der Altschweizer in dem Leitartikel der „Eidgenössischen Zeitung", der die Berner Bundesversammlung zu unbeugsamer Entschlossenheit auffordert. „Die Tat steht bereits dicht hinter euren Stühlen. Gefaßt und wohlgemut zieht schon auf allen Wegen das blühende Heer nach den Grenzen, während die noch Zurückbleibenden in ernster Sorge stehen, wohin das Auge blickt. Aber es ist nicht die zagende Sorge, sondern die ehr- und wehrhafte Sorge, die Mutter der besten Taten, des allein gerechten Kriegsmutes."

Wenn er einige Jahre später im „Eröffnungslied am eidgenössischen Sängerfest 1858" auf den Neuenburger Handel bezugnehmend singen ließ:

> Ein Mehrer seines Reichs zu sein
> Dünkt sich der Fürst im roten Schein;
> Wir wahrten nur im Heimatland
> Den Menschenwert mit reiner Hand —

so ist damit für ihn gesagt, in welcher Richtung der Kriegsspektakel die Schweiz in den inneren Verhältnissen weitergebracht habe. Und noch deutlicher wird das in der folgenden Strophe:

> Und singt: das Land ist eben recht,
> Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
> Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
> Um drin ein freier Mann zu sein!

Man wollte das Land gar nicht mächtiger, reicher, größer haben, wenn das nur im Interesse von kapitalistischen

Privilegien, äußeren Wohlbefindens und auf Kosten der Geltung jedes rechten freiheitlich gesinnten Mannes und seines Manneswertes ohne Rücksicht auf Verbindungen und Vermögen möglich wurde.

Im Neuenburger Handel hatten die wirtschaftlich und industriell Interessierten keine Veranlassung, sich zur Geltung zu bringen. Deutlicher schieden sich die Geister im Savoyerhandel von 1860. Der Wiener Kongreß hatte der Schweiz das Recht zugesprochen, bei einem Kriege zwischen Italien und Frankreich die savoyischen Landschaften Chablais und Fancigny im Interesse ihrer Grenzen zu besetzen. Nun wurde 1859 Napoleon III. von Viktor Emanuel als Entgelt für die Lombardei Nizza und Savoyen abgetreten, darunter also auch die beiden Landschaften, welche für die Schweiz zwar italienisch, aber nicht französisch sein durften. Die Schweiz protestierte. Napoleon ließ eine seiner berühmten Volksabstimmungen veranstalten, die er trefflich zu dirigieren verstand. Eine Savoyer Notabelnversammlung erklärte sich gegen die Zerstückelung des Landes. Im März 1860 wurde die Konsequenz gezogen und die Abtretung förmlich ausgesprochen. Im April schrieb Keller an Ferdinand Freiligrath: „Wir sind jetzt in großer Schwulität mit der Canaille zu Paris. Es ist leider kaum zu zweifeln, daß er unser Gebiet wird beschneiden wollen. Das Schweizervolk ist durchaus der naiven Meinung, sich mit den Franzosen zu schlagen, wenn es so weit kommt; und es kann der Schweiz eine schöne und ehrenvolle Aufgabe gestellt sein. Die größte Gefahr ist nur, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Arglist und Katzentücke die Dinge so verwirren und abhetzen, daß der rechte Moment verhunzt wird, der indessen bis jetzt noch nicht versäumt ist. Denn die Besetzung von Nordsavoyen wäre ein wahrer Österreicher-Coup gewesen. Mag übrigens kommen was da will: Glück und Segen wird dem Bonaparte aus diesem Handel in keinem Fall erwachsen. Schwerlich würde er die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz lange überleben." Auch hier

hält er sich also zu den „Naiven", die nicht die Ehre des freien Volkes diplomatisch behandelt wissen wollen, mag daraus auch entstehen was wolle. Und eine starke Kriegspartei unter Stämpflis Führung dachte wie er. Die Friedenspartei aber wurde von Escher und Dubs geführt. Ihnen war die Unabhängigkeit nicht nur ein politisches, sondern auch ein wirtschaftliches Problem, nicht nur eine Frage der Wehrhaftigkeit, sondern auch der Finanzkraft und des Landeskredits. „Wie das einzelne Individuum nur dann als selbständig anzusehen ist, wenn es sich durch seiner Hände Arbeit sein Auskommen zu sichern vermag," führte Escher 1861 aus, „so wird auch ein Volk, je mehr Erwerbsquellen es zu erschließen und je reichlicher es dieselben fließen zu lassen versteht, eine um so unabhängigere Stellung einzunehmen und zu behaupten vermögen." Keller stand schon im Widerspruch zu der rein wirtschaftlichen Einschätzung des Individuums, die ihn auch persönlich reizen mußte. Denn sein eigener Wert für das Ganze war ja dadurch auch in Frage gestellt. Die Tendenz der Opposition ging gegen das plutokratische „System" Eschers, das als ein Netz gegenseitiger Beeinflussung sich darstellte, mit Ausschaltung der nicht zu den Mitwirkenden gehörenden. Nur gewandte und deshalb gefürchtete Federn, Geld oder Geburt verschafften den Zutritt. Ermöglicht wurde die praktische Vereinigung aller Macht in wenigen Händen durch das Repräsentativsystem. Das Heilmittel schien eine radikalere Demokratisierung.

Zu der Savoyerfrage kam die Neuwahl des Nationalrates (1860), um die zunächst noch ganz heterogene Tendenzen und Bestrebungen vereinigende Opposition aktiv werden zu lassen. Keller verfaßte im Oktober 1860 einen Aufruf zu einer Volksversammlung in Uster „An die Wahlmänner des Kantons Zürich", in dem es heißt: „Wir befinden uns in der seltsamen Lage, daß der Stand Zürich, während er in seinem Innern gewissenhaft und geschickt verwaltet wird, in den eidgenössischen Räten zum guten Teil nicht auf eine Art vertreten ist, die ihm angemessen

genannt werden kann. — Es sind teilweise Unselbständigkeit der Gesinnung in den Angelegenheiten des Gesamtvaterlandes, teilweise Marklosigkeit und Verschliffenheit der Grundsätze, welche in dieser widersprechenden Erscheinung zu beklagen sind und nur durch die herkömmliche Teilnahmlosigkeit an den Wahlen ermöglicht werden (vgl. dazu seine Wahlnovelle „Der Wahltag"). — Die Rede davon geht seit Jahr und Tag unter allen unabhängigen Leuten; aber seit dem Savoyerhandel ist die hohe Wünschbarkeit einer teilweise neuen Vertretung im Nationalrate dringend ans Licht gebracht worden. Es handelt sich nicht darum, Personen von Talent, Tätigkeit und verdientem Ansehen aus dieser Vertretung zu beseitigen, sondern an Stelle jener müßigen Elemente Männer von ernstem und entschlossenem Charakter zu setzen ... Wir gehören nicht zu denen, welche im besagten Savoyerhandel Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes schon verscherzt sehen. Diese Güter werden nicht über Nacht verscherzt, und es gehört allerdings eine gewisse Leichtfertigkeit dazu, sie bei jeder Gelegenheit ohne weiteres für verloren auszugeben ... Jedoch der Tag, an dem es heißt: bis hieher und nicht weiter, kann schwerlich ausbleiben ... Angesichts dieses Tages gilt es, statt ferner zu einer kleinlichen Schlauheit, welche der notorischen Verschlagenheit des gegnerischen Gewalthabers doch nicht gewachsen ist, unsere Zuflucht zu nehmen, diese vielmehr in das gute altschweizerische Volkstum zu setzen ... Wir wollen nicht, daß die Zürcher, die Ostschweizer überhaupt, in den Geruch eines falschen Spekulantenvolkes geraten, welches den Ernst des Lebens als ein Ränkespiel betreibt ... Wir sind wohl eingedenk des Spruches: Als Demut weint und Hochmut lacht, da ward der Schweizerbund gemacht! Aber es ist die Demut, welche durch eine gerechte Sache stark wird, welche auch wir fort und fort der kleinen Zahl unseres Volkes innewohnend wünschen; es ist die Demut, welche sich nicht aus Furcht in eine unzulängliche und törichte Weltklugheit verwandelt." Aber Keller wollte

schon damals keine radikale Demokratie und saß im Wahlkampf mit anderen „bisher stillen und unbefangenen Männern" den radikalen „Helvetern" (Studentenverbindung „Helvetia") gegenüber. Der Mangel eines eigenen Blattes und taktische Fehler ließen die Opposition unterliegen. Seine Stellung zu Napoleon hat auch in einem Gedicht Ausdruck gefunden („Napoleons Adler").

Jedenfalls hatte aber die Haltung Kellers vielen selbständigen, über die Parteien hinwegsehenden Männern großen Eindruck gemacht, der sicher durch die Fassung seiner politischen Artikel, von der ja auch das Manifest eine vortreffliche Vorstellung gibt, verstärkt wurde. Denn am 14. September 1861 wurde er in die erledigte Stelle des ersten Staatsschreibers mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, zu der er sich auf einen Wink gemeldet hatte. Wenn die Regierung, wie man glaubte, die Opposition beschwichtigen wollte, so hat sie gewiß für diesen Zweck wie für sich den besten Griff getan und zugleich eine kulturelle Tat getan mit einer verdienstvollen großen Geste. Wir wollen nicht auch die alte Frage stellen, ob Keller nicht hätte annehmen sollen, ob seine Kunst davon Schaden gelitten hat. Er konnte gar nicht anders. Aus wirtschaftlichen wie aus ideellen Gründen. Denn er hätte seinen damaligen Überzeugungen von dem überragenden Wert aller praktischen Arbeit im Dienst der Allgemeinheit ins Gesicht geschlagen, wenn er abgelehnt hätte. Daß er in den Jahren seiner Amtstätigkeit nicht schriftstellerisch produktiv war, ist eine Frage für sich. Es ist sehr zweifelhaft, ob er es ohne diese feste Bindung so geworden wäre, daß wir ein umfangreicheres Werk erhalten hätten, als wir es jetzt haben. Das anfängliche Mißtrauen der herrschenden Partei drückte sich darin aus, daß Keller zunächst noch nicht, wie üblich, zum ersten Sekretär des Großen Rats gewählt wurde. Der Wahlkreis Bülach wählte ihn dafür in den Rat selbst und 1862 wurde er auch zum zweiten Sekretär gewählt. Er bezog mit der beglückten Mutter die Amtswohnung (das „Steinhaus") und schrieb Cotta endgültig ab.

VIII

Der Amtsantritt schien den Skeptikern recht zu geben, die Keller Arbeitskraft und Ausdauer absprachen und einen Mißerfolg vorhersagten. Am Vorabend war der Dichter in einer Gesellschaft zu Ehren Ferdinand Lasalles im „Schwanen", die sehr extravagant verlief. Das Treiben der anwesenden Sozialisten, Revolutionäre, Nihilisten und Nihilistinnen mit reichlichem Sekt und Zigarren (Herwegh, Ludmilla Assing, die Gräfin Hatzfeld in roter Bluse, Oberst Rüstow in der Garibaldibluse) brachte Keller, nachdem er den Abend hindurch seinen Groll stummbeobachtend nach seiner Weise in sich hineingefressen hatte, so auf, daß er mit erhobenem Stuhl auf Lasalle, der eben Herwegh zu hypnotisieren suchte, losging mit den Worten: „Jetzt ist's mir zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner!" Eine entsetzliche Szene war die Folge. Keller wurde mit Gewalt hinausgebracht. Seinen Dienstantritt verschlief er und begann mit einem Verweis seine amtliche Laufbahn. Aber — seitdem kam nichts mehr vor. Im Gegenteil. Keller wurde an Pünktlichkeit und Pflichterfüllung das leuchtende Vorbild seiner Beamten. Er faßte seine Aufgabe mit höchster Gewissenhaftigkeit auf und verließ sich nie auf andere. Zehn Jahre lang hat er keinen Urlaub genommen.

Jedenfalls war schon der Anfang seiner Tätigkeit derart, daß die „Freitagszeitung", welche die Wahl am bissigsten beurteilt und auf den Mangel der geeigneten Vorbildung hingewiesen hatte, die angedeutet hatte, Keller sei dem Volke des Kantons weniger von seinen guten Seiten bekannt, die gefragt hatte, wie es sich reimen ließe, „daß der Odysseus, nachdem er die Phäaken zuerst recht lächerlich gemacht, sein Ithaka nun so gänzlich vergessen kann, nun bei den Phäaken als Staatsschreiber Dienste zu nehmen", daß gerade diese Zeitung schon wenige Wochen später schrieb: „Die Ehrenhaftigkeit verlangt von uns, daß wir öffentlich es aussprechen, daß die allgemeine Meinung sich in Gottfried Keller gar gewaltig getäuscht

hat; nach allem, was man hört, ist er jetzt schon seinem Posten ordentlich gewachsen, und wenn er so fortfährt, dürfte aus ihm noch einer der tüchtigsten Staatsschreiber werden, den Zürich je besessen hat. Das ist die Kraft des Genies, welche wir nicht genialen Menschenkinder in Berechnung zu ziehen vergaßen, als wir die Wahl Gottfried Kellers zu tadeln uns herausnahmen." Daß diese neuen Aussichten sich voll bestätigten, ist später allgemein anerkannt worden. Er wird nach seinem Ausscheiden in der Tat von den verschiedensten Seiten als einer der besten Staatsschreiber bezeichnet, die Zürich gehabt habe.

Wirtschaftlich war er nun von allen Sorgen befreit, denn das Amt war sehr gut besoldet. Die Aufgaben waren weitschichtig und vielseitig; sie umfaßten die Oberleitung der Staatskanzlei und das Sekretariat der Direktion der politischen Angelegenheiten, die Protokollführung bei den Sitzungen des Regierungsrates und den offiziellen Verkehr mit den anderen Kantonsregierungen und dem Bundesrat, die Sammlung und Zusammenstellung der Rechenschaftsberichte der Departements, Registrierung und Redaktion der Gesetzentwürfe, Eisenbahnkonzessionen und Verordnungen und die verantwortliche Zeichnung von Pässen, Heimatscheinen und Ausfertigungen aller Art. Außerdem war er als Staatsschreiber notwendiges Mitglied der verschiedensten Kommissionen. Des weiteren war er verpflichtet, wenn nicht ein Mitglied der in Betracht kommenden Behörden das übernahm, die „Bettagsmandate" zu verfassen, d. h. die Ansprachen der Regierung an den eidgenössischen Buß-, Bet- und Danktagen. Er hat die Mandate von 1863, 1867, 1871 und 1872 geschrieben, eins der schönsten, charaktervollsten hat ihm die Regierung nicht gebilligt, das im Nachlaß gefundene und von Bächtold veröffentlichte von 1862. Es stellt die Erziehungsfragen als die wichtigsten des Staates hin und ist eine große Aufforderung zur Selbsterziehung in freier durch Menschenliebe geheiligter Gemeinschaft. Wie er es meint, führt er an dem Beispiel des kurz vorher be-

schlossenen Emanzipationsgesetzes für die Juden aus: „Der von euch erwählte Große Rat, liebe Mitbürger, hat mit einigen wenigen Paragraphen das seit Jahrtausenden geächtete Volk der Juden für unseren Kanton seiner alten Schranken entbunden ... Ihr habt euch dadurch selbst geehrt und ihr dürft mit diesem Gesetze, das ebensosehr von der Menschenliebe wie aus Gründen der äußeren Politik endlich geboten war, am kommenden Bettage getrost vor den Gott der Liebe und der Versöhnung treten. An euch wird es sodann sein, das geschriebene Gesetz zu einer fruchtbringenden lebendigen Wahrheit zu machen, indem ihr den Entfremdeten und Verfolgten auch im gesellschaftlichen Verkehre freundlich entgegengehet und ihrem guten Willen, wo sie solchen bezeigen, behilflich seid, ein neues bürgerliches Leben zu beginnen. Was der verjährten Verfolgung und Verachtung nicht gelang, wird der Liebe gelingen; die Starrheit dieses Volkes in Sitten und Anschauungen wird sich lösen, seine Schwächen werden sich in nützliche Fähigkeiten, seine mannigfaltigen Begabungen in Tugenden verwandeln, und ihr werdet eines Tages das Land bereichert haben, anstatt es zu schädigen, wie blinder Verfolgungsgeist es wähnt." Ein Teil freilich der Züricher Geistlichkeit hatte sich verschworen, niemals ein Mandat des Atheisten von der Kanzel zu verlesen!

Die Amtszeit Kellers fiel in eine Epoche grundlegender innerer Umwälzung. Die Bewegung, welche seine Oppositionsstellung gegen die plutokratischen Prinzipien des „Systems" benutzt hatte, deren Radikalismus ihm aber schon im Wahlkampf für die Nationalratswahlen bedenklich geworden war, machte außerordentliche Fortschritte und bildete die neue demokratische Partei, die mit mehr äußerem als innerem Recht auch Keller zu den ihren zählte. Da sie am Sitz der Regierung in Zürich keinen so günstigen Boden fand, wie in der Landschaft, arbeitete sie von Winterthur aus, wo J. J. Sulzer Präsident war. Ihr Organ war der von Salomon Bleuler redigierte „Land-

bote", der auch Kellers Wahl schon als ein Symptom des demokratischen Fortschrittes begrüßt hatte. Fritz Scheuchzer, Kellers Vetter, Gottlieb Ziegler, der Sekundarlehrer Kaspar Sieber und der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus" Fr. Albert Lange waren die führenden Männer. Ihrer Arbeit gelang es, 1865 eine Partialrevision des liberalen Repräsentivsystems mit einer Volksinitiative für Verfassungsänderungen durchzudrücken. Der Erfolg nährte jedoch nur die Opposition, der es gelang, das bis dahin gleichgültige Volk aufzuwecken. Das Programm der Demokraten scheute vor keiner Forderung mehr zurück, die wirklich geeignet war, die vollkommene Souveränität des Volkes herzustellen. Denn nur sie könne vor der Auslieferung der Volksinteressen an die Finanzgrößen bewahren. Unterstützt wurde der Kampf gegen den Führer des „Systems" Alfred Escher durch die Pamphlete des Anwalts Dr. Friedrich Locher, die mit einer Mischung von Wahrheit und Verleumdung in den aufgeregten Gemütern starken Widerhall fanden.

Im Dezember 1867 wurde von den Volksversammlungen in Zürich, Winterthur, Uster und Bülach ein Revisionsprogramm Salomon Bleulers angenommen. 27000 Unterschriften (10000 waren nach der Partialrevision von 1865 nur nötig) wurden zur Ergreifung der Initiative gesammelt. Im Januar 1868 gab das Volk so eindeutig und überwältigend wie möglich seinen Willen für die radikal-demokratische Totalrevision kund. In den im Mai 1868 zusammentretenden Verfassungsrat wurde als Präsident Dr. Sulzer, als erster Sekretär der Polizeileutnant Ludwig Forrer und als zweiter Sekretär Gottfried Keller gewählt. Im März 1869 wurde die neue demokratische Verfassung vom Rate und im April durch allgemeine Abstimmung vom Volk angenommen.

Das Volk wurde durch sie allerdings der die letzte Entscheidung bis ins einzelne fällende Souverän in einem Maße, das an seine praktische Mitwirkung unerfüllbare Forderungen stellte. Nicht nur die Initiative für Verfassungs-

änderungen, wie 1865, erhält es, sondern die allgemeine Gesetzesinitiative. 5000 Stimmberechtigte können jetzt den Erlaß, die Aufhebung, die Abänderung eines Gesetzes verlangen. Dazu kam das Gesetzreferendum und das Finanzreferendum, regelmäßige Volksabstimmungen über die vom Kantonsrat beschlossenen Gesetze und über Ausgaben, welche eine bestimmte Höhe überschreiten; Regierungs- und Ständeräte, Geistliche und Lehrer werden durch das Volk gewählt. Eine Kantonalbank wird gegründet, die Zivilehe eingeführt und die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts, eine logische Konsequenz der Mündigmachung des Volksganzen. Die Todesstrafe wird abgeschafft. Bei der ersten Wahl der Regierungs- und Kantonsräte wurden alle bis auf einen Sitz von Demokraten besetzt.

Wie Keller über diese konsequente Durchführung des demokratischen Prinzips dachte, hat er im „Martin Salander" dargelegt, wo er die bedenklichen Folgen schilderte, die tatsächlich eintraten und bei einer so plötzlichen Berufung der Masse zum politischen Einfluß eintreten mußten, der Masse, die noch nicht zum Verantwortungsgefühl erzogen war, die der agitatorischen Beeinflussung skrupelloser Konjunkturaljäger ganz anders ausgesetzt war, als die wenigen des alten „Systems", das doch in Escher und Anderen Persönlichkeiten von hohem Verantwortungsgefühl für das Volksganze besaß, der Masse, die bei so unablässiger Behelligung durch Wahlen und Abstimmungen abgestumpft werden mußte Man könnte sagen, wie er post festum dazu stand, wenn er nicht schon 1852 bei Gelegenheit der Treichler-Anregung, dem Volk das Revisionsrecht in Verfassungsfragen zu geben, die Ablehnung als einen Denkstein in der Entwicklung des politischen Lebens der Heimat bezeichnet und die Auffassung Treichlers eine „morgenfrische, kindlich unbefangene Würdigung solcher Dinge" genannt hätte, die doch „zugleich die kindisch-konfusesten Begriffe von Volk, Souveränität und Freiheit" verrate (Brief an Baumgartner vom 7. Mai 1852). „Wenn das aufwallende Volk eines

Tages das permanente Volk des ganzen Jahres, die epidemische Idee oder Marotte eines zufälligen Agitators das Gesamtbewußtsein, eine Farbe der ganze Regenbogen wären, so hätte Treichler gewiß recht. Indessen ist die Verfassung nicht sowohl ein Freibrief für zu begehende Dummheiten, als ein Schutzmittel gegen solche, nicht mehr und nicht weniger; und Treichler hat nur darin recht, daß man auch über eine Verfassung sprechen darf, wie der Schnabel gewachsen ist. Aber aus dem gleichen Grunde, warum eine Verfassung nichts Überirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grunde ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz; und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. Die repräsentative Demokratie wird daher so lange der richtigste Ausdruck der zürcherischen Volkssouveränität sein, bis alle psychischen und physischen Materien so klar und flüssig geworden sind, daß die unmittelbarste Selbstregierung ohne zu viel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion vor sich gehen kann, bis das goldene Zeitalter kommt, wo alles am Schnürchen geht, und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen."

Aber von solchen klaren Bekenntnissen wußten die demokratischen Parteiherzen nichts, ihre Parteiaugen hatten ja Keller auf seiten der Opposition bei den Nationalwahlen gesehen, und so war er ihnen eben ein radikaler Demokrat. Sie sahen nicht die Grenzen seiner Opposition, sahen nicht, daß er nur gegen die plutokratische Behandlung nationaler Grundfragen protestierte, nicht gegen die Verfassung an sich und noch weniger gegen die verdienten Führer des Systems; sie sahen in ihm deshalb einen Abtrünnigen, als er 1863 Leuthold für die Redaktion eines Systemblattes in Winterthur, dem Hauptquartier der Demokraten, zu gewinnen suchte (der „Winterthurer Zeitung") und 1864 in einer Reihe von Artikeln der Berner „Sonntagspost", die sein Freund Abraham Roth leitete,

sich für die Partialrevision, die ja dann auch zunächst durchging, und gegen die Totalrevision erklärte. Die alte Verfassung von 1831, „die erste, welche das Züricher Volk in freier Abstimmung und ohne äußeren Zwang angenommen hat", entspräche dem gesunden Grundwesen des Volkes. Sie dürfe nur schrittweise nach dem langsamen Wandel der Verhältnisse umgebildet werden, wie es ja auch im Lauf der Zeit geschehen sei, „weshalb unsere Verfassung einem Fäßlein Wein von einem berühmten Jahrgange gleicht, welches man von Zeit zu Zeit mit neuem Wein speist, ohne ihm die alte Jahreszahl zu nehmen. In solchen Fällen kommt es für den Kenner immer darauf an, ob die alte Blume immer noch die Oberhand behalte oder ob es im Grunde ein ganz anderes Getränk geworden sei". — „Eine Verfassung ist keine stilistische Examensarbeit, die sogenannten logischen, schönen, philosophischen Verfassungen haben sich nie eines langen Lebens erfreut." Mag man Keller nun recht geben oder nicht, mag man die tatsächlich eingetretenen Mißstände, die der „Martin Salander" so beweglich schildert, als Degeneration infolge schlechthin verderblicher Grundsätze oder als Kinderkrankheiten eines zukunftsicheren neuen Werdens ansehen, jedenfalls ist diese politische Stellung eindeutig und echt Kellerisch, ein Bekenntnis zum natürlichen Werden gegen gewaltsame Eingriffe. Der gehässigen Polemik, welche der „Landbote" 1865 gegen ihn eröffnete, konnte er mit ruhiger Sachlichkeit begegnen. Die demokratische Regierung wußte ihn richtiger einzuschätzen. Sie bestätigte ihn in Anerkennung seiner Amtsführung.

Noch einmal während seiner Amtszeit wurde er in den politischen Kampf gezogen, diesmal wegen seiner Haltung zum Deutschtum. Nicht nur für C. F. Meyer, sondern für viele Schweizerdeutsche wurden die Ereignisse von 1870/71 Anlaß zur Selbstbesinnung auf ihre Kulturzusammengehörigkeit mit dem Reich. Gottfried Keller brauchte keinen solchen Anlaß. Ihm war von jeher trotz seiner früheren Ablehnung der Angriffe aus Deutschland

gegen die eigene Nationalität der Schweizer die unlösliche Blutsverwandtschaft und Verknüpfung des schweizerischen geistigen Lebens mit dem gemeindeutschen Überzeugung und Erlebnis. Er hatte nie daran gedacht, sich zur Ausbildung nach Frankreich zu wenden, wie C. F. Meyer; immer kamen nur die geistigen Zentren Deutschlands in Frage, für die bildende Kunst München, für die Wissenschaft Heidelberg, für das Theater Berlin. Er war mit seinem Herzen durch die langen Jahre des Mitlebens in die Not und Hoffnung der Deutschen hineingewachsen und lebte nun ihren stürmischen Aufschwung mit leidenschaftlicher Teilnahme mit. In Zürich lebte eine große reichsdeutsche Kolonie, die Bevölkerung aber war großenteils französisch gesinnt und verbrüderte sich mit den in Zürich untergebrachten Truppen der internierten Armee Bourbakis. Bei einer Feier der Deutschen zur Wiederaufrichtung des Reiches am 9. März 1871 kam es zu störenden Kundgebungen und Unruhen, die sogar ein Truppenaufgebot nötig machten. Keller nahm an der deutschen Jubelfeier in der Tonhalle teil. Wurde ihm das schon von vielen übelgenommen, so erst recht ein Trinkspruch bei der Abschiedsfeier des Professors Gusserow, der nach Straßburg berufen war, im März 1872, in welchem er von der Möglichkeit sprach, die Schweiz könne, wenn die Verwischung ihrer Sonderheit durch Aufgabe der Kantonalverfassung sie widerstandsunfähiger machen sollte, sehr wohl einmal mit einem allerdings freiheitlicher organisierten Deutschland sich vereinigen. Um diese „vaterlandsverräterische" Äußerung gegen die Mißdeutungen zu schützen, die sie allenthalben fand, schrieb er seine „Erklärung" in den „Basler Nachrichten". Er betont dabei sehr richtig, und das gilt auch von seiner innerpolitischen Haltung, wie wir sehen, daß seine Meinung „nicht auf staatsrechtlichen Theorien beruht, sondern auf psychologischen Erfahrungen". „Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah

:s, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von illedem herrscht." Diese scharfe Äußerung ist natürlich eitlich bedingt und darf nicht als objektives Werturteil ufgefaßt werden. Das damalige Frankreich war ihm uch noch immer das des Savoyerhandels.

Zwei Ereignisse haben ihn in diesem Jahre noch einnal persönlich tief getroffen und noch einsamer und verchlossener gemacht, der plötzliche Tod der Mutter am 5. Februar 1864 (vgl. oben S. 11) und ein letztes Liebesrlebnis, das diesmal nicht nur für ihn, sondern auch für die Beliebte selbst tragisch verlief. Die dreiundzwanzigjährige Luise Scheidegger, die Tochter eines Arztes aus Lagnau im Emmental, war Waise. Er liebte das feingebildete Mädchen auf das innigste. Ihre angeborene Schwermut über konnte die Zweifel nicht überwinden, ob die Verbindung mit dem problematischen, damals gerade im politischen Kampf viel verleumdeten Manne, dem sie nur zögernd das Jawort gegeben hatte, gut ausschlagen werde. In diesen schwermutüberschatteten Seelenkämpfen hat sie sich im Juli 1866 ertränkt. Unablässig drängt sich die Seele des tiefverwundeten Dichters an die Tote mit der schmerzvollsten Klage:

Du solltest ruhen und ich störe dich,
Ich störe deine Ruhe, süße Tote,
Ich wecke dich im kühlen Morgenrote,
Und wecke dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Die in der Morgenfrüh' in leisen Schuhen
Die Ruh' gesucht und mir die Unruh' gab,
Nicht eine Feste ist dein zartes Grab,
Drin du geborgen kannst und sicher ruhen!

Entschwundnes Gut, o Herz voll seltner Güte,
Steh auf und schüttle nur dein nasses Haar!
Tu auf die lieben Äuglein treu und klar,
Gebrochen in des Lenzes reinster Blüte!

Du mußt mit meinem Grame schmerzlich kosen,
Solang er wach, das ist die meiste Zeit.
Erst wenn der Tod mir selber Ruh' verleiht,
Magst kehren du zu ruhn im Wesenlosen.

Am 19. Juli 1869 wurde sein fünfzigster Geburtstag ins
besondere von der akademischen Jugend und der Univers
tät selbst gefeiert, die ihn zum Ehrendoktor h. c. ernannt
Die Beziehungen zur Universität waren immer lebhafte
geworden. Nahe standen ihm besonders der Mathematike
J. C. Geiser und seit 1870 der Philologe Karl Dilthey
während er Johannes Scherr und Gottfried Kinkel küh
behandelte. Warme Freundschaft verband ihn mit Han
Weber, dem späteren Bundesrichter. Berthold Auerbach
dem er durch die Kalenderarbeit nahegetreten wa
(„Das Fähnlein der sieben Aufrechten" und die Nach
laßnovellen), kam im Herbst 1865 zum Besuch. Trot
eines regelmäßigen Gesellschaftslebens (Samstagsgesell
schaft mit Escher, Hagenbuch u. a.), war er doch rech
einsam und ein eifriger Besucher der guten alten Wein
stuben. Eine der Universitätsbeziehungen aber wuch
sich wieder zu einer Lebensfreundschaft aus, die zu Adol
Exner, dem vortrefflichen österreichischen Juristen, de
1868 nach Zürich berufen wurde, freilich nur vier Jahr
blieb. Die beiden Männer verband eine verwandte Über
zeugung vom Wert und der Notwendigkeit politische
Bildung und Wirksamkeit, wie sie Exner in seiner Wiene
Rektoratsrede „Über politische Bildung" glänzend for
muliert hat. Keller schätzte an ihm auch das unbestechlich
Urteil in künstlerischen Fragen. Rein menschlich aber er
öffnete er sich ganz und gar der klugen, lebenssicheren un
humorvollen Schwester Exners, Marie, der späteren Fra
von Frisch. Der Briefwechsel mit ihr eröffnet uns di
reizvollsten Einblicke in sein persönliches Leben, mit dene
er sonst so ängstlich zurückhält. Der Vertraute diese
menschlich schönen Verhältnisses ist Karl Dilthey. Sei
Gemüt taute in diesem Kreise auf und ergoß sich i
launigen Scherzen und Versen, ja, in heiteren Aquarell
skizzen. Diese Beziehungen lockten ihn auch wieder i
die Welt, das hieß für ihn nach Deutschland. Nachdem e
1872 alte Erinnerungen in München aufgefrischt hatt
(mit Dilthey, Bernhard Fries und Paul Heyse), ließ e

sich von den Exners, die inzwischen wieder in die Heimat zurückgekehrt waren, 1873 an den Mondsee bei Salzburg locken, wo er in sorglosem Wechsel von idyllischen Natur- und Gesellschaftsfreuden und stiller Arbeit sich völlig glücklich fühlte. Am Mondsee ist der „Dietegen" fertiggestellt worden. 1874 gar besucht er die Exners in Wien, wo das behagliche Leben sich wiederholt und er den alten Freund Semper wieder einmal des öfteren sieht. Dagegen hat er die persönliche Bekanntschaft Emil Kuhs nicht gesucht, obwohl sich seit der Würdigung des „Grünen Heinrich" von 1871 durch den bekannten Literarhistoriker und Freund Hebbels und Storms ein anregender Briefwechsel über künstlerische Fragen entwickelt hatte. Das etwas weichliche Wesen Kuhs war ihm nicht angemessen. Fraglos aber haben Kuhs anregende Betrachtungen wesentlich dazu beigetragen, den Entschluß Kellers zu fördern, die dichterische Produktion wieder aufzunehmen.

1872 erschienen die „Sieben Legenden", 1874 die neue vollständige Ausgabe der „Leute von Seldwyla". Bei dieser Arbeit wurde es ihm wieder klar, daß er bei seiner Art nicht zweien Herren dienen könne. Und da er infolge des eintretenden äußeren Erfolges damit rechnen konnte, sorgenlos leben zu können, beschloß er, nach fünfzehnjähriger Amtsführung zurückzutreten. Am 15. Juli 1875 war er zum letzten Male amtlich tätig. Bei einem Festmahl der Regierung im Hotel Bellevue wurde ihm ein silberner Becher überreicht. Und wie er begonnen, so endete Keller diese Epoche durch eine genialische Ausschweifung. Der Becher wurde unablässig mit den besten Weinen gefüllt und die demokratischen „Tyrannen" bekamen die köstlichsten Wahrheiten zu hören. „Sie machten jedoch geduldige Miene dazu; ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr."

IX

Auf dem „Bürgli" hatte Keller sich eine herrliche geräumige Dichterwohnung gemietet und eingerichtet, mit

einer wundervollen Aussicht über den See mit seinem umgebenden Bergkranze, und über die Stadt, die er von seinem Arbeitstisch stets vor Augen hatte, während nach der andern Seite sich das Limmat- und Sihltal mit dem Ütliberg darbot. „In meiner Wohnung leb' ich wie ein König: weiteste Aussicht und Wolken und Wetter ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen usw. – Abends bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön und alles so still, und nur meine Torheit wach und laut!" (an Marie von Frisch). „Aber am Samstag abends oder Sonntags, da bleib' ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provoziere die besten Weine, daß die anderen Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert, die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humpele ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das ‚Bürgli' und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen" (an Exner). „Meinerseits habe ich das Alter meiner Gesellschaftsfreunde um dreißig Jahre reduziert, lasse die Siebziger und Sechziger sitzen und gehe mit fünfunddreißigjährigen jungen Gelehrten um, oder dulde höchstens einen Vierziger darunter. Letzten Sommer (d. h. 1881) ging ich immer in der Sonntagsfrühe mit dem Vögelgesang nach Hause, was sehr lustig war. Oft aber vergehen drei Tage, ohne daß ich vor die Tür komme." Diese Abende mit ihrer Losgebundenheit und ihren drolligen Anekdoten sind uns vielfach, besonders durch Bächtold und Frey, geschildert worden. Das beliebteste Stammlokal war die „Meise". Hier ließ er sich über alle Neuigkeiten, besonders auch der literarischen Welt, berichten, nahm in starker Sympathie und Anti-

pathie dazu Stellung und gab selbst seine Meinungen über Gott und die Welt zum besten mit Rezitationen, Erinnerungen, Bekenntnissen aller Art. Hier führte er auch lieben Besuch hin und ließ ihn an dem genial-burschikosen Leben teilnehmen, wie Heyse, Rodenberg, Wildenbruch, Adolf Stern, Wilhelm Scherer, Vischer, Johannes Brahms u. a. „Schwieriger wurde er, wenn ein Fremder, gar ein literarischer Mensch, ihn unversehens dort aufstöberte. Als ob er nur im Wirtshause zu treffen wäre, brummte er nachher. Dann hüllte er sich in das berühmte Schweigen. Am schwierigsten aber gestaltete sich die Sachlage, wenn er sich unverhofft von einer größeren Gesellschaft umgeben sah. Es konnte leicht einer darunter sein, der ihm aus irgendeinem Grunde unbequem war. In diesen Fällen begann auf der hohen Stirne das bedrohliche Runzeln zu spielen, und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnten es zum Ausbruche bringen. Übrigens ging bei dem jähen Temperament Kellers das heilige Donnerwetter oft auch bei anscheinend klarem Himmel los. Dann ließ er sich zur Gewalttätigkeit, die ihm sonst fremd war, hinreißen. Der kleine Mann fuhr mit verblüffender Behendigkeit auf, stieß die Gläser um, wies einen Harmlosen vom Tische weg oder wurde gern handgemein. Fühlte er sich tags darauf im Unrecht, schrieb er eine seiner ‚berühmten Episteln', einen Entschuldigungsbrief an den Betroffenen" (Bächtold). — Im eigenen Hause konnte er bei der bärbeißigen Schrullenhaftigkeit und gesellschaftlichen Unmöglichkeit der Schwester keine Geselligkeit pflegen. Nur da, wo keine Gegenseitigkeit erwartet wurde, konnte er auch in Familien verkehren, wo er dann sehr gern gesehen war, wie bei Alfred Escher und bei den Willes in Mariafeld. In „gelehrten und ungelehrten" Gesellschaften wurde er hoch geehrt. Das Artilleriekollegium hat ihn zum Dank für den Anfang der „Züricher Novellen" mit der Verherrlichung des Mörserschießens zum Ehrenmitglied ernannt. Dem Kreis seiner nächsten Freunde gesellten sich der Literarhistoriker und Ästhetiker

Julius Stiefel, der Philosophieprofessor August Stadler vom Polytechnikum, der Architekt Albert Müller und der Bildhauer Richard Kißling, von dem die Kellerbüste im Züricher Rathaus und die Totenmaske stammen. Nicht ohne Tragik ist die Entwicklung seines Verhältnisses zu Jakob Bächtold, dem verdienten ersten und von ihm selbst prädestinierten Biographen. Nach langjähriger gegenseitiger Förderung kam es um Heinrich Leuthold zu Differenzen. Dieser mußte 1877 in die Züricher Irrenanstalt Burghölzli verbracht werden und starb bald darauf. Bächtold übernahm die Sichtung und Herausgabe des Nachlasses. Keller unterstützte ihn, war aber ungehalten, als Bächtold das persönlich geäußerte scharfe Urteil über die Gedichte Leutholds in der Einleitung verwertete („Man ist gewissermaßen in *seinem* Hause und kann schicklicherweise nicht sagen, was einem einfällt") und, angegriffen, sogar durch Kellers Autorität stützte. Dieser mochte, mißtrauisch geworden, fürchten, Bächtold werde auch seine menschlichen Schwächen bei solcher Rücksichtslosigkeit einmal ungebührlich hervorheben („Sie zählen meine Räusche"). Es gab eine heftige Szene. Bächtold hat das nicht überwinden können und das Märchen von dem mangelnden Wohlwollen Kellers in die Welt gesetzt. „Daß Gottfried Keller derb und zufahrend, rücksichtslos und schonungslos sein konnte, manchen Wohlmeinenden vor den Kopf stieß und manchen langjährigen Freund verletzte", wird man mit Otto Stoeßl zugeben. Aber Bächtold faßt das Wohlwollen „einfach als Freundlichkeit und heitere Gemütsstimmung auf, als entgegenkommendes und zufriedenes Wesen, welches die billige Folge irdischen Wohlergehens sei. Da Keller es in seinen letzten dreißig Jahren gut gehabt habe, sei er nun auch zu einem angenehmen ‚Wohlwollen' verpflichtet gewesen, was er aber schnöde vergessen und sich einer argen Übellaunigkeit beflissen habe". Sein tiefes Wohlwollen ist die Achtung vor jedem guten Willen, vor jedem positiv fruchtbaren Lebenstrieb, die Mutter seines Humors, wie dem Leser dieser Blätter und der Werke nicht verborgen

bleiben kann. Gerade weil er bei Bächtold, sei es mit Recht oder Unrecht, dieses tiefere Wohlwollen zu vermissen glaubte, hat er sich von ihm abgewandt. Nicht umsonst ist eins der tiefsten Lebensprobleme seines Schaffens das der Mütterlichkeit.

1879 wurde der sechzigste Geburtstag in der „Meise" im erhöhten Stil der Samstagabende gefeiert. Noch einmal wagt er eine Reise nach München (1876). Zu weiteren oft ausgesponnenen Plänen aber fehlt ihm bald die Beweglichkeit. Nur einige heimatliche Reisen führen ihn noch nach Bern, Luzern und auf den Rigi oder auf einige Tage zur Tellskapelle mit Koller und Rittmeyer. Weite Teile der Schweiz hat Keller nie gesehen, wie das Berner Oberland, das Wallis und Engadin!

Von literarischen, zum Teil freundschaftlichen Beziehungen kommen außer den schon genannten vor allem in Betracht die zu C. F. Meyer, Jos. Viktor Widmann, Adolf Frey, Carl Spitteler, Paul Heyse, Petersen und Theodor Storm. Das Verhältnis zu C. F. Meyer konnte bei der Verschiedenheit der Naturen nicht über die lebhafte Anerkennung der künstlerischen Leistungen hinausgelangen. Meyers aristokratische Kulturbeladenheit, die allzu leicht zur Manier führen konnte, verbunden mit gesellschaftlicher Überlegenheit, der Keller nur mit ironischer Derbheit das Gegengewicht zu halten wußte, machte ihnen den Verkehr miteinander peinlich, statt erfreulich, zumal da auch Meyer sehr empfindlich war. Guter Wille war auf beiden Seiten vorhanden, und gerade dem hilflosen Greis ist Meyer auch persönlich freier gegenübergetreten. J. V. Widmann, der frühere Schulmann und spätere Feuilletonredakteur des „Berner Bundes", einer der feinsinnigsten Schweizer Publizisten, war ein leidenschaftlicher Prophet von Kellers Ruhm, ebenso wie der Sohn Jakob Freys der treffliche Dichter und Literarhistoriker Adolf Frey, der selbst Keller viel Förderung zu danken hatte. Beide versuchten auch, Kellers anfängliches Interesse für Carl Spitteler zu stärken. „Prometheus und Epimetheus"

mutete ihn zwar schon sybillinisch an, aber er war doch menschlich und künstlerisch gefesselt und wünschte eine „Deutung" durch den Dichter selbst, um dann sogar in der „Rundschau" über ihn zu schreiben. Die „Extramundana" und „Eugenia" aber machten ihm den Gegensatz klar zwischen seiner Originalität, welche sich in der Einbildung des Stoffs, der Ideen und Motive in die „Dialektik der Kulturbewegung" offenbarte und der Spittelers, welcher sich zur „Offenbarung des Lebens in die Gefilde einer intellektuell konstruierten Mythologie verstieg". Noch die neuesten Äußerungen Spittelers über Keller (37. Flugschrift der „Tat") zeigen die Wesensverschiedenheit der beiden Künstler. — Die persönlichen Beziehungen zu Heyse waren sehr herzlich und sind es, wie der jetzt bekannte ausführliche Briefwechsel dartut, ungetrübt geblieben. Sie beginnen schon 1857. Seit 1878 standen die beiden Dichter auf du und du. Unbeirrt durch Kellers Schrullen hielt der Jüngere treu zu ihm und besuchte ihn immer wieder in Zürich. Sein Schaffen begleitete er mit reichem Verständnis und würdigte dankbar jedes förderliche Wort des Meisters, der seiner allzu leichten Produktion bei aller Anerkennung der bedeutenderen Leistungen etwas bedenklich gegenüberstand. Heyse schlug Keller im Maximiliansorden als Nachfolger Mörikes vor. Nach erstmaliger Weigerung ließ er sich die allerdings wenig auf ihn passende Ehrung aus Freundschaft gefallen. Gebrauch hat er davon nie gemacht. — Warme Freundschaft verband ihn mit dem bekannten Dichterfreund Wilhelm Petersen in Schleswig, dessen einzigartige Einfühlungsfähigkeit ihm reichen Gewinn in Briefen brachte. Dem wahrhaft Mitlebenden schenkte er Kindheitserinnerungen (Taufmützchen und Fallhütchen, die er als Kind getragen hatte). Petersen war auch einer der Getreuen, die den Todkranken besuchten und uns über die letzten Zeiten berichtet haben. Durch seine Vermittlung kam auch die Verbindung mit Theodor Storm zustande, die ihm in einem außerordentlich reichen Briefwechsel die stärksten Anregungen seiner Spätzeit gebracht

hat. Sie sind voll der schönsten menschlichen Züge und der wertvollsten Betrachtungen zum Schaffen der beiden Dichter, die beide auf der Höhe ihres menschlichen und künstlerischen Lebens stehen und zu den Erscheinungen der Zeit Stellung nehmen. Nicht in allen Fragen konnten die beiden sich freilich verstehen. Die Erörterungen gerade dieser sind daher von besonderer Bedeutung: der feine, zarte Storm hatte für die groteske Färbung, die der Kellersche Humor oft annahm, für diese süddeutsch derben Arabesken keinen Sinn und ebenso ließ er nur die reine Erlebnis- und Stimmungslyrik gelten, während Keller seiner Natur nach die politische und gedankliche Lyrik, ja die Festdichtung in einem höheren Sinn verteidigen mußte. Die kühle Haltung, welche Storm dem „Salander" entgegenbrachte, ließ Keller verstummen, nachdem die Korrespondenz vorher schon schleppend geworden war.

Erschienen sind in der glücklichen Zeit auf dem Bürgli die „Züricher Novellen" (1877), die Umarbeitung des „Grünen Heinrich" (1879/80) und das „Sinngedicht" (1884). Bearbeitet wurde außerdem an der Ausgabe der „Gesammelten Gedichte".

X

Die Umstände, welche nach 1880 eintraten, gestatteten es leider nicht, die Wohnung auf dem „Bürgli" länger beizubehalten. Sie war zu weit und für die Schwester, die an Herzbeschwerden zu leiden begann, nicht mehr zu bewirtschaften. Eine Magd zu nehmen, dazu war sie nicht zu bewegen. Und auch dem Dichter wurde sie zu beschwerlich. Er konnte die vielen Gänge nicht mehr leisten. So zog er in eine Etagenwohnung (im „Thaleck") nach Hottingen, an der Ecke der Gemeindegasse, wo die Schwester in eine altbekannte Umgebung kam. Die Wohnung war geräuschvoll und unerfreulich. 1883 erschienen die „Gesammelten Gedichte", ebenso wie das „Sinngedicht" schon im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin, der sich mit Leidenschaft für Keller festlegte und 1885 auch die Werke der Göschenschen Verlags-

buchhandlung übernahm. An Cotta ging der Gesamtverlag durch Verschmelzung mit dem Hertzschen Verlag erst sehr viel später über. 1886 kam der „Martin Salander" dazu. Zum siebzigsten Geburtstag endlich veranstaltete der Verleger eine Gesamtausgabe der Werke (1889), die sofort eine zweite Auflage brauchte und von da ab dauernd neu aufgelegt wurde. Dieser siebzigste Geburtstag stand nicht mehr unter der Lebensstimmung des sechzigsten oder gar des fünfzigsten. Der Dichter war immer einsamer und schroffer geworden, und auch Briefe schrieb er nur sehr selten und ungern. Freunde wie Heyse beobachteten diesen klausnerischen Zustand mit Kummer. Nur einer wußte in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre mit Keller fertig zu werden und aus dem Stillgewordenen das alte Leben zu locken: Arnold Böcklin, der seit 1884 in Zürich lebte. Es war Keller nicht leicht geworden, sich zu Böcklins Kunst zu finden. Sie war ihm zu allegorisch, wenn er auch die Kraft und die Kunst seiner Farbengebung immer bewundert hatte und Gustav Floerke gern sein Ohr lieh, wenn er für Böcklin sprach. Von dem in unermüdlicher gütiger Heiterkeit ihn Betreuenden fand er, mit seinen Augen sehend, den Weg zum Künstler. Zum sechzigsten Geburtstag des Meisters schrieb er für die Dienstagsgesellschaft, den Künstlerkreis, 1887 die Verse, die bekunden, was ihm und den Freunden Böcklin geworden war:

Seit du bei uns eingezogen
Und dein leichtes Haus gebaut,
Schauen wir der Iris Bogen,
Wenn der hellste Himmel blaut,

Sehn die Fülle der Gesichte
Dich im Reigentanz umziehn,
Sehn, wie Knospen, Blüten, Früchte
Rastlos deiner Hand entfliehn.

Heute rauscht ein leises Wehen,
Lausche nicht zu lang, o Mann!
Um Entstehen und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!

Wie dir täglich hat gegoren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst du neugeboren
Selber jeden Morgen sein!

Und erst spät mag es geschehen,
Daß es fern herüberhallt:
„Seht, auf jenen grünen Höhen
Hat der Meister einst gemalt!

Starken Herzens, stillen Blickes
Teilt' er Licht und Schatten aus —
Meister jeglichen Geschickes
Schloß gelassen er das Haus!"

Den Freund hat der Maler porträtiert und nach der ebenfalls nach seinen Entwürfen gefertigten Geburtstagsmedaille radiert. Die Radierung wurde den „Gesammelten Werken" beigegeben.

Kein Meister jeglichen Geschickes war ein anderer Freund des Spätabends, der ihn in allen Techniken, die er beherrschte, nachgeschaffen hat, Karl Stauffer-Bern, dessen Künstlertragödie bis in unsere Tage das kunstliebende Publikum und den mit der Problematik des letzten Könnens ringenden Künstler bewegte (W. Schäfers Stauffer-Roman).

Einige Jahre vor dem siebzigsten Geburtstag (1886) hatte die Züricher Künstlergesellschaft unter Böcklins Leitung zu Ehren Kellers ein Kostümfest veranstaltet, bei dem Szenen aus den Züricher Novellen dargestellt wurden. Im Oktober 1888 war ihm nach langjährigen Leiden die Schwester weggestorben und hatte ihn in noch tieferer Einsamkeit zurückgelassen und in wachsender Gebrechlichkeit, „eine korrupte Bestie". Mehrmals hatte er gegen rheumatische Beschwerden im Bade Heilung gesucht. Auch der Geburtstagsfeier entzog er sich. Mit Böcklin, August Stadler und Hans Weber beging er die Feier in Seelisberg in der Stille, allerdings überhäuft von zahlreichen Glückwünschen, Adressen und Spenden, wissenschaftlichen und künstlerischen Würdigungen, an denen sich nicht nur die engere Heimat, sondern auch

das ganze Reich beteiligte. An der Universität hielt Bächtold die Festrede. Der Bundesrat hatte den Kanzler persönlich mit einer von Widmann verfaßten Adresse gesandt, die eine so schlicht bedeutsame Anerkennung seiner Bedeutung für die Schweiz darstellt, daß sie hier nicht fehlen darf: „Hochverehrter Herr! Sie haben unserem Lande viel geschenkt. Vor allem jenes weihevolle Lied, das in der Tonweise des unvergessenen Baumgartner überall erklingt, wo schweizerische Herzen in friedlichem Hochgefühl für ihr Heimatland schlagen Es ist ein nationaler Psalm geworden, der noch oft in guten und in bösen Tagen uns und unsere Nachkommen erbauen wird. Aber dieses Lied ist nur ein besonders leuchtendes Kleinod in der reichen Schatzkammer Ihrer Dichtungen. Nicht unsere Aufgabe kann es sein, hier eine ästhetische Wertschätzung derselben auszusprechen. Wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß diese Dichtungen, wie hoch auch ihre Wipfel ragen mögen ins Reich der Phantasie, tief in der heimischen Scholle wurzeln und schon dadurch für unser Volk von größtem Werte sind. Aber auch der sittliche Kern, ja die jugend- und volkserzieherische Absichtlichkeit, welche unbeschadet ihrer Kunstschönheit, viele dieser Dichtungen durchdringt, macht dieselben zu Werken, aus denen sowohl das jetzige Geschlecht als auch spätere Generationen unseres Volkes nur die besten, gesundesten Anregungen schöpfen können. Haben Sie somit in der schweizerischen Nation sich durch Ihre edeln Schöpfungen ein bleibendes Denkmal gesetzt, so haben Sie zugleich unserer einheimischen Literatur vor den Augen des Auslandes eine weithin sichtbare Ehrensäule errichtet. Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen, und wenn infolgedessen die Blicke des Auslandes in ähnlicher Weise, wie einst zu Albrecht von Hallers Zeiten, nach der Schweiz gerichtet sind, so kommt dies auch den sonstigen literarischen und künstlerischen Bestrebungen des ganzen Landes zugute, das in Ihnen geehrt wird. In Anerkennung aller

dieser Verdienste um das geistige Gedeihen der Schweiz auf dem friedlichen Gebiete der Poesie spricht Ihnen heute der Schweizerische Bundesrat seinen Dank aus und wünscht von Herzen, es möge Ihnen noch lange beschieden sein, in der Mitte eines Volkes, das auf Sie stolz ist, zu leben und zu wirken. Keine äußerlich blinkenden Ehrenzeichen hat die Republik zu vergeben. Aber diesen Tag mit einem ihrer besten Söhne zu feiern, durfte sie sich nicht versagen. Und so empfangen Sie, hochverehrter Herr, hiermit den Glückwunsch des Schweizerischen Bundesrates." Treffende Worte hatte auch C. F. Meyer in seinem Glückwunsch geschrieben. Er betont die innere Heiterkeit von Kellers Schriften. „Auch meine ich, daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung Ihrer Schriften ist. Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen, als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch solange als möglich festhalten."

Das war nun freilich ein Irrtum, ein frommer Wunsch, den das Schicksal nicht mehr zu erfüllen willens war. Selbst die Abfassung des allgemeinen Dankes mußte er den Freunden überlassen. Schon wenige Monate nach der Rückkehr nach Zürich wurde er im Januar 1890 auf das Krankenlager gebannt, das ihn nicht wieder frei gab. Er machte sein Testament. Gesamterbe wurde der Hochschulfonds des Kantons Zürich. Die Stadtbibliothek erhielt seine Bücher und die Ehrengeschenke. Nach Abzug der Legate fiel die Hälfte des Reinvermögens dem eidgenössischen Winkelriedfonds zu, einer Stiftung für verwundete Wehrmänner und die Angehörigen Gefallener. Leider mußte das Testament gegen die Anfechtung der Verwandten gerichtlich verteidigt werden.

Ein halbes Jahr lang dämmerte der Kranke, besucht von seinen Freunden, meist in Phantasievorstellungen lebend, dahin, bis er am 15. Juli 1890 sanft entschlummerte. Am Vorabend des einundsiebzigsten Geburtstages wurde von der Stadt Zürich das Leichenbegängnis veranstaltet, an dem das ganze Vaterland und zahlreiche

Verehrer aus dem Ausland sich beteiligten. Offiziell vertreten waren der Bundesrat, die Züricher Regierung, der Kanton- und Stadtrat, die Lehrkörper beider Hochschulen, die zahllosen Vereine, die akademische Jugend wie die übrigen Jugendorganisationen. Chopins Trauermarsch begleitete den Zug, der Beethovensche leitete die öffentliche National-Trauerfeier in der Fraumünsterkirche ein, bei der Julius Stiefel die Rede hielt. Am ergreifendsten mußte aber allen Anwesenden die nationale Bedeutung des Augenblicks zum Bewußtsein kommen, als Hunderte von Sängern das Keller-Baumgartnersche Heimatlied sangen. Der Trauermarsch aus Händels „Saul" beschloß die Feier; auf dem Zentralfriedhof sprach der Stadtpräsident Pestalozzi den letzten Gruß des dankbaren Vaterlandes. Bächtold hat die Feier am nächsten Tag in der „Neuen Züricher Zeitung" erhebend geschildert.

„Man war vor dem Krematorium angelangt.

In der dämmerigen Halle des in seiner edlen Form ergreifenden kleinen Tempels steht der weiße Tannensarg des Dichters mit Blumen überdeckt. Eine Klingel ertönt. Von unsichtbarer Kraft geschoben gleitet er leise vor eine eiserne Türe. Sie öffnet sich. Eine sonnenähnliche Glut umloht die Umrisse des Sarges. Ein Augenblick, und unhörbar schließt sich die Pforte wieder. Ein kurzes Flammenbad, und alle Schauer der Vernichtung sind aufgehoben.

Was an Gottfried Keller sterblich war, hat der Aschenkrug gesammelt.

Um Mitternacht aber drang aus allen hellen Fenstern der Stadt Jugendgesang und Gläsergeklirr. Die schweizerische Studentenschaft war beisammen. — Von der ganzen Veranstaltung hätte dem seligen Gottfried Keller diese am herzlichsten gefallen."

Über dreißig Jahre sind seitdem verflossen. Aber die Zeit hat weder dem Menschen noch seinem Werk etwas anhaben können. Immer klarer hat er sich aus den Erinnerungen der Mitlebenden und Weiterlebenden, aus

den Briefsammlungen, die der Öffentlichkeit zugänglich wurden, hervorgehoben in der herben Lauterkeit und Tiefe seines Wesens. Immer mehr sind seine Werke zum Gemeingut der deutschsprechenden Welt geworden. Möchte auch unsere Ausgabe nun dazu beitragen, seine Gestalt und sein Werk für immer unverlierbar den weitesten Kreisen zu vermitteln. Der Mensch und Künstler ist, wie kaum ein zweiter, geworden, was er war. Dieses höchste und einzige Bildungsziel hält er uns durch sein Leben und Schaffen vor Augen.

Willst du, o Herz, ein heitres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen.

Zweimal hat Keller selbst Mitteilungen über sein Leben und sein Schaffen gemacht, in der „Selbstbiographie", welche er für die Chronik der Kirchgemeinde Neumünster geschrieben hat (herausgegeben von der Gemeinnützigen Gesellschaft von Neumünster 1889, S. 403 ff.) und in dem Aufsatz „Autobiographisches" in Paul Lindaus „Gegenwart" im X. Bande Nr. 51 und XI. Bande Nr. 1, 1876 und 1877. Die beiden Arbeiten kann der Leser in der Gesamtausgabe finden, welche ich in 6 Bänden 1921 im Verlage von Philipp Reclam jun. veranstaltet habe (im 1. Bande).

Die menschliche und künstlerische Persönlichkeit

I

In seinem geistvollen Buch über die „Drei Meister" Balzac, Dickens und Dostojewski von 1920 (im Inselverlag) hat Stefan Zweig diese drei Großen als die einzigen wirklichen repräsentativen Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts hingestellt, weil sie allein enzyklopädische Genies seien, welche „einen ganzen Kosmos bauen, der eine eigene Welt mit eigenen Typen, eigenen Gravitationsgesetzen und einem eigenen Sternhimmel neben die irdische stellt". Eigentümlich ist solchem repräsentativen Genie, daß es „jede Figur, jedes Geschehnis so sehr mit seinem Wesen imprägniert, daß sie nicht nur für ihn typisch werden, sondern auch für uns selbst mit jener Eindringlichkeit bildkräftig, die uns dann oft verlockt, Geschehnisse und Personen nach ihnen zu benennen, so daß wir von Menschen im lebendigen Leben etwa sagen: eine Balzacsche Figur, eine Dickensgestalt, eine Dostojewskinatur. Jeder dieser Künstler bildet ein Lebensgesetz, eine Lebensauffassung durch die Fülle seiner Gestalten so einheitlich hervor, daß durch ihn eine neue Form der Welt wird". Jeder wird typischer Repräsentant einer Lebenssphäre, Balzac für die Welt der Gesellschaft, Dickens für die Welt der Familie, Dostojewski für die Welt des Einen und des Alls.

Gewiß haben wir für die deutsche Welt des 19. Jahrhunderts keine so universellen Romanschriftsteller im engeren Sinne, wohl aber in Keller einen Epiker größten

Stils, dessen meist novellistische Gebilde aber doch in einer so zweifellosen Totalität zusammenfließen, daß sie in nicht geringerem Maße eine geschlossene Welt bilden, für die all das gilt, was Zweig den großen französischen, englischen und russischen Epikern zuschreibt.

In einer Hinsicht freilich kann er nicht neben ihnen bestehen. Aber das liegt nicht an ihm. Die drei sind in gewissem Sinne auch schlechthin national repräsentativ. Bei Balzac und Dostojewski leuchtet das ohne weiteres ein und auch bei Dickens wird ein Wesentliches des englischen Wesens getroffen, wenn man es aus der Familiensphäre ableitet. Die deutsche Seele aber kann man nicht in gleicher Weise von einem Punkte aus erfühlen. Sie kann, in Kontrasten schwankend, die eindeutige Form nicht finden, sondern muß in ewiger Sehnsucht nach ihr suchen. Und so kann kein Dichter sie erschöpfen. Die landschaftliche Variation tritt in viel drängenderer Fülle an die Stelle des einheitlichen Grundtypus der andern Nationen.

Aber es gibt mehrere Pole, um die das geistige Ringen aller deutschen Menschen kreist, und sie sind gerade die, welche Wesen und Werk Kellers beherrschend bestimmen und ihm in jenem beschränkteren Sinne repräsentative Geltung sichern: Individualität und Gemeinschaft, Naturhaftigkeit und Geistigkeit und die Enden des Formproblems: (äußere) Formlosigkeit und (innere) Formhaftigkeit. Durch das ganze 19. Jahrhundert kämpft man um diese Gegensätze, und die Größten haben um die Synthese sich gemüht in leidenschaftlicher Hingabe. Keiner aber ist ihr so nahe gekommen, wie Gottfried Keller.

Was Keller vor allem dazu befähigte, war die gleichmäßige Verteilung ethischer und Gefühlsantriebe, welche sich in seiner Natur unter der Leitung eines scharfen und klaren Erkenntnisvermögens auswirkten. Ein geradezu fanatischer Wahrheitstrieb beherrschte sein Denken, Fühlen und Handeln. Er richtete seinen Blick stets auf die Grundlagen alles dessen, was er in und um sich sah, auf

das Wesen aller Dinge. Das Urbedürfnis seiner Natur war, das zu werden, was wir in unseren neuen Bemühungen des Wiederaufbaues von innen heraus den „wesentlichen Menschen" nennen, von dem alles Zufällige, Unnatürliche und Verzierte abgefallen ist. Ganz in diesem Sinne nennt denn auch der Graf im „Grünen Heinrich" den Helden einen „wesentlichen" Menschen, d. h. einen solchen, in dem das Echte und Wahre unverrückbar feststeht, und in dem Bettagsmandat für 1863 (siehe oben S. 90) hat Keller als Grundsatz geschrieben: „Alles Edle und Große ist einfacher Art." Schlichtheit und unbestechliche Wahrhaftigkeit ist das erste Symptom des wesentlichen, des echten Menschen. Der Gegensatz von Sein und Schein durchzieht alle seine Werke vom „Grünen Heinrich" an, wo er in enger Anlehnung an die Konflikte des Lebens abgewandelt wird in vielfältigen Variationen, am deutlichsten vielleicht in dem Briefwechsel mit dem letzten Züricher Jugendfreund (Johann Müller, siehe oben S. 19) und in den Episoden, welche bei der Umarbeitung eingefügt werden (Zwiehan, Gilgus u. a.), in den „Leuten von Seldwyla", wo dieses Problem das tragende im zweiten Teil wird, in den „Züricher Novellen", wo der wesentliche Mensch als das wahre Original durch Kontrastierung zur Originalitätssucht der auf unerhörten Schein Ausgehenden herausgearbeitet und im Landvogt von Greifensee gezeichnet wird, bis zum „Martin Salander", wo Marie und Arnold Salander als die wesentlichen, echten Menschen den verzerrten Menschenbildern der Brüder Weidelich und Wohlwends gegenübergestellt sind. Nichts ist ihm schrecklicher als unecht, unwahr und gemacht zu erscheinen. Lieber wirkt er nüchtern. „Wenn das zehnte Jahr vorbei ist," sagt schon der Achtzehnjährige, störrisch eine erste Männlichkeit übertreibend, „so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr so viel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte", und bittet den die schönsten Gefühlsausbrüche aus romantischen Büchern abschreibenden Freund, sich „das Weinen ab-

zugewöhnen", weil sonst die edlen Gedanken in der trüben Flut ersaufen könnten. Und der Vierzigjährige verwünscht die „alte abergläubische und heidnische Sitte", die er nicht los wird, das neue Jahr beim Rückblick mit einer „vehementen Heulerei" zu beginnen. Während Mörike, wenn er bei einem Freunde „ein unzweideutig Äderchen" von einem „Sehrmann" entdeckt, die Faust im Sack ballt, wird er grimmig bis zu kräftigen Titulationen. Für einen solchen Mann gibt es keine Kompromisse. Er kennt in der Wahl seines Verkehrs keine diplomatischen Gesichtspunkte, am wenigsten aber in Weltanschauungsfragen. So muß er im Leben und in der Dichtung (im „Verlorenen Lachen") die schönrednerische Phrasenseligkeit einer Scheinreligiosität ablehnen, welche unvereinbare Widersprüche verkleistert, statt sich ehrlich mit ihnen auseinanderzusetzen und für das eine oder das andere zu entscheiden. Ein unbändiges eingeborenes Freiheitsbedürfnis gibt den Antrieb zu dieser Wesenhaftigkeit, das lebendigste Freiheitsbewußtsein ist ihr ständiger Begleiter. Freiheit ist ihm nicht, wie Uhland oder den Freiheitssängern ein aus der fühlbaren Unterdrückung aufloderndes pathetisches Gefühl, oder wie den von demokratischen und revolutionären Prinzipien getragenen Fanfarenbläsern Follen, Grün und Herwegh, die ihn zur Tat erwecken, ein abstrakter Begriff, sondern Lebenselement, ein unveräußerliches Recht des Menschen, der sich selbst besitzt. Wie er aber sein Recht verlangt und behauptet, so billigt er es auch jedem anderen zu und hat sich nie gescheut, begangene Ungerechtigkeit zu bekennen und Abbitte zu tun. Eine seiner ethischen Grundüberzeugungen ist der Glaube an einen natürlichen, gerechten Ausgleich, der in den Handlungen und Erlebnissen der Menschen waltet. Um dieses Ausgleichs willen muß der grüne Heinrich in der ersten Fassung des Romans sterben. Er darf keine Zukunft haben, weil er keine Vergangenheit hat, und er muß sterben, weil er sich am Heiligsten des Lebens versündigt hat, während dem Helden der zweiten

Fassung diese Schuld gemildert wird und ihm seine reiche Jugend als Vergangenheit angerechnet wird. Der Hexenmeister Pineiß wird ebenso da bestraft, wo er gesündigt hat gegen das Leben, wie auch die drei Kammacher und die Brüder der armen Baronin (im „Sinngedicht"). So weit geht dieses gläubige Gefühl, daß er gegenüber der Heiligkeit und seligen Lauterkeit wahrer Liebe, wie er sie zu Luise Rieter empfindet, meint, es müsse noch etwas „Unwahres und Unechtes in ihm sein", weil sie fruchtlos und unglücklich bleibt. Er ist der zuverlässigste Vertraute, gegen jede verzerrende Indiskretion äußerst empfindlich.

Wer seinem Selbst so hohe Forderungen stellt, der macht es sich zur Aufgabe. Er muß sich beobachten, ob er will oder nicht, denn in ihm selbst wächst sein Ideal auf. Die Bekenntnisse seiner Zustände werden zur Verkündigung seiner ethischen Weltanschauung. Und da er zugleich die äußeren Einflüsse bemerkt, wird die Frage der Erziehung für ihn zur brennenden Lebensfrage, wie der Dichter sie mit so leidenschaftlicher Anteilnahme und so tief erlebter Weisheit behandelt im „Grünen Heinrich", in der Erziehungsgeschichte von der Frau Regel Amrain und ihrem Jüngsten und im „Martin Salander", im höheren Sinne der Erziehung durch das Leben aber in fast allen seinen Dichtungen, so vor allem im „Pankraz" und den übrigen Seldwyler Geschichten, in den „Züricher Novellen", in den „Legenden" und im „Sinngedicht". Überall ist es keine Erziehung nach transzendenten Prinzipien, sondern eine psychologisch-menschliche Entfaltung des verhüllten Selbst, die er verlangt und schildert. Und seine eigenen Erlebnisse nimmt er nicht passiv auf, sondern in ethischer Aktivität mit dem Ziel der weiteren Vollendung durch Ausnützung des Erlebten. In seinem Lebensroman ist in solchen janusköpfigen Erlebnissen die Entwicklung lückenlos aufgebaut. Nicht nur sein Wesen kommt so allmählich werdend und sich enthüllend zur Gestaltung, sondern es entstehen auch eine

Fülle von typischen Lebensträgern neben ihm, die Züge wirklicher Menschen vereinigen und dabei doch eine überwirkliche Größe und Vollendung in sich tragen. Es gilt dies besonders von seinen Erlebnissen mit Frauen, wie wir sehen werden, die ihm in ihrer Gesamtheit dazu verhelfen,

Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.

So kommt es, daß im Haushalt seines Wesens nichts verloren geht, was er einmal gefunden hat.

Und dieses Suchen und Finden ist der nächste elementare Trieb und köstliche Gewinn seines Wesens. Er steht vor dem Leben als ein unablässig staunender Betrachter. Wie gebannt lauscht er in die Natur, in die Menschenwelt und in den Kosmos, bezaubert von der Fülle und Herrlichkeit des Lebens, das ihm unablässig Eindrücke entgegenwirft zur Sättigung und Entfesselung seines Ich. In dem stumm auf dem Waldsee schwimmenden Schwan und seinem Treiben sieht er sich selbst:

Still und einsam schwingt er die Flügel,
Tauchet in den Wasserspiegel,
Hebt den Hals empor und lauscht;
Taucht zum andern Male nieder,
Wie's im flüsternden Schilfe rauscht.

Und in seinem Tun und Lassen
Will's mich wie ein Traum erfassen,
Als ob's meine Seele wär',
Die verwundert über das Leben,
Über das Hin- und Widerschweben,
Lugt' und lauschte hin und her.

Alles wird bewahrt, nichts geht verloren. Wir wissen, welch eine Fülle von Eindrücken sich in ihm aufhäuft, um erst Jahre und Jahrzehnte später mit der ganzen Frische der Unmittelbarkeit im Werk wiederzukehren. Aber man versteht auch daraus, daß die Fülle der Gesichte ihn belastet, als Träumer erscheinen läßt. Vor der inneren Welt tritt die zufällige bedeutungslosere des geschäftigen Alltags zurück. Er wird schwerfällig schon

in frühen Jahren und untätig. Immer wieder haben wir im Verfolg seines Lebens die scheinbare Teilnahmlosigkeit des kein Wort Sprechenden aber unabläßig Beobachtenden festgestellt, die C. F. Meyer von der Indolenz seines Charakters reden läßt und die jedem, der ihn kennenlernt, zuerst auffällt. Vielen in der Heimat galt er als ein für das praktische Leben unbrauchbarer, arbeits- und tatunfähiger Mensch, den zum Staatsschreiber zu machen nur eine Tat der Verblendung sein konnte. Und wie haben sich diese doch getäuscht! Wir wissen freilich, wie schwer er sich zur praktischen schriftstellerischen Arbeit zwingen konnte, welche drastischen Mittel er selbst und andere anwenden mußten, um ihm die Feder in die Hand zu drücken und das Manuskript vom Tisch zu nehmen. Wir können jetzt die „Indolenz" besser beurteilen. 1874 hat er Emil Kuh bekannt: „Meine Faulheit ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich darin bin, kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren fort." Wie es in diesem Bekenntnis deutlich gesagt und leicht zu verfolgen ist, besteht die Faulheit also nur in puncto litteris, besser im schriftstellerischen Fixieren der künstlerischen Gebilde oder noch besser im Fixieren künstlerischer Gebilde überhaupt, denn auch der Maler Keller hat darunter gelitten. Wir werden gleich sehen, wie sie sich psychologisch erklärt. Jedenfalls ist es aber gar keine Faulheit im trivialen Sinne, sondern eine schier unüberwindliche Scheu, in die Fülle der bewegten Welt seiner Gefühle hineinzugreifen und sie aus ihrer organischen Um- und Ausbildung in die Schranken des beengenden Wortes zu bannen. Es ist der fruchtbare Zustand des triebhaften Schaffens und Werdens, den Friedrich Schlegel, der geniale Selbstzergliederer seiner Seelenzustände, so paradox in der „Idylle über den Müßiggang" der „Lucinde" verherrlicht hat als die

Voraussetzung wahrer organischer Gestaltung. „Was soll das unbedingte Streben und Fortschreiten ohne Stillstand und Mittelpunkt? Kann dieser Sturm und Drang der unendlichen Pflanze der Menschheit, die im stillen von selbst wächst und sich bildet, nährenden Saft oder schöne Gestaltung geben? Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr in das Paradies verwehren. Nur mit Gelassenheit und Sanftmut, in der heiligen Stille der echten Passivität, kann man sich an sein ganzes Ich erinnern und die Welt und das Leben anschauen." „Das Sprechen und Bilden ist nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften" (vgl. mein Buch über Friedrich Schlegel, Leipzig 1913, S. 34 ff). Daß bei mangelnder Kraft, diesem Zustand etwas Wirkliches zu entreißen, praktisch das Nichtstun und die Verbummelung folgt, war auch Friedrich Schlegel klar, erst recht aber Gottfried Keller. Er hat diese Kraft mit zäher Energie entwickelt und sich als erste Frucht einen mehr als tausendseitigen Roman entrissen. Auch Schlegels Forderung ging auf die freie Form des Romans aus, aber da er jene Kraft nicht besaß, kam er nur zu fragmentarischen Ausbrüchen aus der Totalität seiner inneren Welt. Und Keller hatte noch ein Gegengewicht. Er *war* nicht nur denkender Dichter, sondern auch Glied einer großen sozialen Gemeinschaft und als solches niemals diesen Hemmungen unterworfen. Wir wissen aus den Bekenntnissen des grünen Heinrich, wie leidenschaftlich er sich am Gemeinschaftsleben seiner Mitschüler beteiligt, wir wissen aus unserer Betrachtung seines Lebens, daß er sich in den politisch-sozialen Kämpfen nicht begnügte, eifrig mit der Feder einzugreifen, sondern auch persönlich sich einsetzte (siehe S. 31). Das ist ein anderer Ton schon im Tagebuch von 1843: „Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es gärt und tobt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme." Er organisiert

die Opposition gegen die plutokratische Behandlung der äußeren Politik des „Systems" (S. 56) und formuliert den Aufruf. Seine bürgerliche gewissenhafte und fleißige Staatsschreibertätigkeit ist die natürliche Fortsetzung dieser sozialen Aktivität und hat nicht das geringste zu schaffen mit jener Faulheit in puncto litteris, jener künstlerischen Latenz organischen Werdens. Diese Aktivität ist freilich auch der erste Anlaß zur künstlerischen Produktivität geworden. Sie hat jene klingende Störung hervorgerufen, welche seine politischen Gedichte geboren und ihn vom Malerberuf zum schriftstellerischen geleitet hat.

Das organische Wachstum ist es, was Keller mit der staunenden Ehrfurcht vor allem Gewordenen erfüllt und das er in sein Werk hinüberwachsen lassen will, indem er still hält und wartet, wie es wird; es trägt sein Gesetz und seine Sittlichkeit in sich. In allen seinen Werken vollzieht sich der ethische Ausgleich nach jenem weltgläubigen Optimismus mit Ausnahme des einen: „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Hier allein greift menschliche Niedrigkeit in die natürliche organische Notwendigkeit ein. Da gibt er seinem nach den Gesetzen des natürlichen Lebens zusammengehörenden Liebespaar das Recht, den natürlichen Ausgleich gewaltsam zu vollziehen und dann dem sozialen Leben zu entfliehen.

II

Ein früh sich ausbildender Hang zur Einsamkeit ist das natürliche Ergebnis der eben gekennzeichneten Veranlagung. Der Jüngling bekennt sich selbst, daß er ein „der Einsamkeit getrauter, sich selbst kennender Kopf" ist und behauptet, daß die „Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen die einzige wahre Schule für einen Geist von edlen Anlagen" sei. Diese Widerwärtigkeiten von außen aber sind von entscheidender Bedeutung für die bis

zur Schwermut gehende Vertiefung dieses Einsamkeitsbedürfnisses. Denn der vulkanische Ausbruch seines Temperaments, der im sozialen Kampfleben willkommen und fruchtbar ist, läßt ihn in der friedlichen Alltagsgemeinschaft allenthalben anstoßen. Schon der Knabe wird darum gefürchtet und wegen der heftigen Gefühlsausbrüche nach langer scheinbarer Indolenz gemieden, und noch der alte Mann wird uns geschildert, wie er in Situationen, die ihn innerlich erregen und vor Menschen, die er nicht mag, lange als scheinbar Unbeteiligter still hält, um dann plötzlich mit einer gewaltigen Explosion wahres Entsetzen vor dem „Unhold" hervorzurufen (vergl. oben S. 101). „Auf der hohen Stirne begann das bedrohliche Runzeln zu spielen und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnte es zum Ausbruch bringen." Jeder kann die zahlreichen Anekdoten lesen, die von seinem seltsamen Treiben zu erzählen wissen. So stieß er unablässig an und zog sich, ängstlich gemieden oder neugierig beobachtet, immer mehr in sich zurück, um sein Herz der stillhaltenden Natur entgegenzutragen. Ermatinger will, vielleicht nicht mit Unrecht, daraus den irregehenden Trieb zur Landschaftsmalerei erklären. In der Tat komponiert der grüne Heinrich nach seinen frühen Konflikten mit der sozialen Welt Gemälde, in denen eine Figur in einem grünen romantisch geschnittenen Kleide, eine Reisetasche auf dem Rücken, in Abendröten und Regenbogen starrt, auf Kirchhöfen, im Walde oder in glückseligen Blumengärten wandelt. Ein bei zunehmendem Alter immer stärker hervortretendes und immer schwerer zu überwindendes Mißtrauen gegen alle seinen Umgang suchenden neuen Menschen ist die Folge, insbesondere schriftstellerisch oder gar „literarhistorisch" Interessierten gegenüber. Man tat gut, seine Eigenschaft als „schreibender" Mensch zu verbergen. Die Unternehmungen seiner Verleger beobachtete er argwöhnisch, wenn er, wie bei Vieweg, einmal Zeichen zu weit gehenden Geschäftssinns beobachtet zu haben glaubte. Auch bei Freunden konnten harmlose Zufällig-

keiten mißtrauische Deutungen erfahren. Seine Phantasie schuf dann die merkwürdigsten Kombinationen, nach denen er sein Handeln einrichtete, ohne sich auszusprechen, und er war tief bedrückt, wenn sich dann wieder durch einen Zufall der Irrtum herausstellte (vergl. oben S. 113). Die Neigung zum Alkohol ist zum Teil dadurch bedingt, und die Wirkung des Züricher Weins steigert die knurrige Reaktion. So entwickelt sich in ihm die Überzeugung, daß man die Menschen nicht gewinnen könne, wenn man ihnen sein wahres Herz zeigt, daß es ein teuflischer Rat sei, die Menschen mit großem, wahrem Herzen dazu aufzufordern. Für ein Hilfswerk „In Sturm und Not" schickte er 1881 die Parabel: „Einer ging an den See des Lebens, um nach Menschen zu angeln; aber er fing nichts. Da kam ein Unbekannter und sagte: ‚Wenn du Menschen fischen willst, so mußt du dein Herz an die Angel stecken, dann beißen sie an!' Jener folgte dem Rat, und sogleich schnappten sie unten nach dem Köder, rissen ihn von der Angel und fuhren damit in die Tiefe. Da war der Fischer betrübt. Allein bald wurde es ihm so leicht zumut, daß er auf die wilde See hinausfuhr und die Menschenfische zu Tausenden mit dem Netze fing, und er war nun ihr Herr und schlug sie auf die Köpfe. Und der ihm den Rat gegeben hatte, war der Teufel." Nicht durch sein wahres Wesen gewinnt Strapinski die Menge, sondern durch das, was er nicht ist und im Grunde nicht sein will. Und allerdings noch durch etwas anderes: durch die romantischen Reize seines Äußeren und die liebenswürdigen Formen seines Gebarens.

Daß Keller unter dem Mangel dieser Vorzüge bitter litt und sein Mißtrauen sich über den bösen Erfahrungen vertiefte, die ihm seine unscheinbare Gestalt im Kampf um das irdische Glück bereiteten, wissen wir aus zahlreichen selbstironisch-bitteren Äußerungen. Die untersetzte, beinahe drollig wirkende Gestalt mit den kleinen früher grotesk beweglichen, später unsicheren Beinen unter einem frühzeitig zur Fülle neigenden Unterkörper wirkte wie

ein unzulängliches Gestell für das gewaltige, starkzügige, später so zerarbeitete Haupt. „Wäre Keller einen Kopf höher gewachsen gewesen, so hätte sein Leben sich anders gestaltet," meinte seine vertraute Freundin der reifen Jahre, Marie von Frisch-Exner, und Karl Dilthey, der dritte der Exnerei, schreibt dazu: „Jedenfalls dachte Keller selbst so; anders könnte ich mir auch die Wut nicht erklären, mit der er gelegentlich seines kurzen Wuchses und seiner ‚Stummel' Erwähnung tat." Seinen schlimmheiligen Vitalis drängt es, gerade die schönste „rotschimmernde Satanstochter zu bändigen, weil große schöne Menschenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menschlichen Wert zuzuschreiben, als sie wirklich haben". Das war auch bei ihm selbst der Fall; alle Frauen, in die er sich mit seinem unbändigen und doch unterdrückten Temperament verliebt, werden uns als herrliche Gestalten geschildert, neben denen der kleine unbehilfliche Mann für die innerlich Unbeteiligten einen rührend drolligen Eindruck machen mußte. Welche Tragik steht hinter dem „verlegenen Lächeln", mit dem Salomon Landolt seiner Marianne gesteht, daß ihn keiner der fünf Schätze haben wollte, die er um sich versammelt. Es ist erstaunlich, wie ähnlich in Bedingungen und Auswirkungen zwei Künstlernaturen wie Keller und Adolf Menzel sich in diesen Fragen werden.

Im Herzen dieses Menschen aber keimen und wachsen die zartesten, lieblichsten Empfindungen und verbergen sich scheu vor der neugierigen Welt. Nur wenn er an die ganz wenigen Vertrauten schreibt und allein mit dem weißen Bogen stumm wie mit sich selbst in Gedanken spricht oder in der Objektivierung der gestalteten Dichtung, wagen sie sich hervor. Er würde sich selbst in dieser Stille schämen, sie auszusprechen. Der grüne Heinrich — und sicher ist das ein Erlebnis — verstummt mitten im Tischgebet. „Es war Scham vor mir selber, ich konnte mich selbst nicht sprechen hören und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefsten Einsamkeit und Ver-

borgenheit laut zu beten." Aber alle Köstlichkeiten seiner Empfindungswelt werden lebendig in seinen dichterischen Gestalten. Sie sind ihm für den Alltag und die Alltagsmenschen zu schön und zu gut. Er könnte eine Verkennung nicht ertragen. Und wie könnte man sie auch aus ihrer organischen Zusammengehörigkeit herausreißen, ohne ihnen zu schaden. Nur gegen Störungen dieses schönen Beisammenseins von außen muß man sich wehren, sie selbst dürfen keine Gewalt leiden. So wehrt sich der persönlich zur rauhen Tat Geneigte gegen die gewaltsamen Motive des nach außen nie sich verlierenden, immer liebenswürdigen C. F. Meyer und empfindet die schauerlich konsequente herbe Tat der Lukretia, die ihren Jürg Jenatsch erschlägt, um ihn nicht von gemeinen Händen fallen zu sehen, als „Fleischhauertat" und die seelenzerkrampfende Verführung der süßen mädchenhaften Grace im „Heiligen" als „widerwärtig". Für sein Gefühlsleben gilt das, was die Seldwyler nicht fassen können, als sie den trefflichen Pankraz wieder bei sich sehen. „Was zum Teufel hatte der unbeachtete und unscheinbare junge Mensch betrieben die lange Jugend hindurch, ohne sich aufzubrauchen? Das war die Frage, die alle Gemüter bewegte, und sie fanden durchaus keinen Schlüssel, das Rätsel zu lösen, weil ihre Menschen- und Seelenkunde zu klein war, um zu wissen, daß gerade die herbe und bittere Gemütsart sein Wesen im übrigen recht konserviert hatte, wie der scharfe Essig ein Stück Schöpsenfleisch." Das unmittelbare lyrische Bekenntnis gerade der zartesten Empfindungen wird solcher Natur unmöglich, sie muß den Ausdruck in eine objektivere epische Ferne rücken und durch den Mund erfundener Stellvertreter sprechen. Im Erlebnis sich niederschlagende Liebeslieder kennt Keller nicht oder hält sie scheu zurück. Auch von den später aus diesem Grunde als Ganzes getilgten „Siebenundzwanzig Liebesliedern" behauptet er, es seien Phantasieschöpfungen, denen es an erlebtem Gefühl gebräche (vergl. oben S. 31). Die beiden Lieder an Johanna Kapp

schloß er aus dem Sammelband aus. Der Mann, der fürchtet, der starke Ausdruck möchte affektiert erscheinen, kann unmöglich Liebesbriefe schreiben, die doch durch ihren Gefühlsüberschwang die Empfindung der Geliebten berauschen, ihre unbewußte Triebhaftigkeit blühend entfalten müssen in der Wärme ihrer werbenden Kraft. Seine Werbebriefe sind Versuche, die Geliebte zu überzeugen, daß sie ihm gehören müsse, weil er, nicht sie, sonst nicht das sein wird, was er sein könnte und müßte. Aber er ist dabei nicht kalt, sondern siedend heiß. Der Brief wird geschrieben, diese Hitze zu dämpfen, statt sie weiterzuleiten zu der Geliebten.

III

Wir sind zu den Quellen vorgedrungen, aus denen wir die menschliche Besonderheit und Seltsamkeit und die künstlerische Eigenart Kellers verstehen können. Theodor Storm hat das treffende Wort gesprochen, man sehe, wie Gottfried Keller „überall teilgenommen und doch überall der ganze ungeteilte, im gewissen Sinne einsame Mensch geblieben sei". Das ist es: er ist von einem unersättlichen Aneignungstrieb der Welt gegenüber erfüllt, ohne sich dabei an sie zu verlieren. Er ergreift nicht die Welt, sie zu zwingen oder seinen Begierden dienstbar zu machen, sondern er läßt sie mit staunender Ehrfurcht vor jedem Zweig in sich hineingleiten. „Das Leben, die sinnliche Natur waren merkwürdigerweise mein Märchen, in dem ich meine Freude suchte," sagt sein grüner Heinrich, und im „Spielmannslied" charakterisiert er noch 1882 sein Dichtertum: „Ich bin der offne Weg, wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund'", am schönsten aber in der bekenntnishaften Selbstermunterung:

> Trinkt ihr Augen, was die Wimper hält,
> Von dem goldnen Überfluß der Welt.

Genug haben kann er nie davon, und auch seine Reisen sind diesem Welthunger entsprossen. „Hätte er sich der Fremde anvertraut," sagt er von Grillparzer, „so hätte

sie ihn zu dem ihrigen gemacht und der Heimat als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer unter Heimatliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimat nie froh werden und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfasse."

Jedem, der ihn kennenlernt, fällt neben der Schweigsamkeit die stille und scharfe Aufmerksamkeit auf, mit der er alles beobachtet, was vorgeht. Wie die verschiedenen Menschentypen sich in ganz bestimmten Zuständen und Stimmungen bewegen, wie sie sprechen, ihr Temperament offenbaren, wird ebenso in charakteristischen Einzelheiten gesehen, wie die Atmosphäre, die sie umhüllt, die Welt, die sie sich geschaffen haben. Es ist erstaunlich, mit welcher Treffsicherheit er das wirklich Bezeichnende sieht und zwingend heraushebt. Keller ist, wie fast alle schweizerischen Dichter, die ja auch aus eben diesem Grunde so oft die doppelte Kunstübung des Dichters und Malers entwickelt haben (Geßner, Usteri und so viele andere), ein visueller Typus. Konturen und Farben sieht er in einziger Schärfe und Leuchtkraft. Immer ist ein bildhafter Eindruck die Keimzelle seiner Visionen und Erfindungen, Bilder symbolisieren die Höhepunkte, in Bildern dachte er. Sehr hübsch zeigt Hochdorf, daß sich im „Salander" alle entscheidenden Situationen bildhaft festlegen lassen, um eindeutig bestimmt zu sein. „Wollte ein Zeichner den ganzen Roman mit Bildern schmücken, er brauchte nur den Angaben des Dichters untertänig zu fo'gen, er brauchte seine Phantasie nicht zu übermüden, und das genaueste Bilderbuch zum ‚Salander' würde trotzdem entstehen." Das trifft natürlich auch für die übrigen Dichtungen zu, vielleicht zum Teil in noch höherem Maße, z. B. in den „Kammachern", im „Fähnlein der sieben Aufrechten", in „Romeo und Julia". Bezeichnenderweise ist Keller ein leidenschaftlicher Gegner der Illustration seiner Bücher gewesen, von der er eine Beschränkung der phantasieanregenden Kraft statt eine Unterstützung befürchtete. Die akustische Veranlagung ist dagegen gering. Weder sind

seine Gedichte (mit Ausnahme vielleicht der „alten Weisen") sangbar, ja nicht einmal im Vortrag weich und melodisch, noch spielen akustische Eindrücke irgendwie eine primäre Rolle. Auch diesen Mangel teilt Kellers Dichtung mit der fast aller Schweizer. Eine der seltenen Ausnahmen nach dieser Richtung stellt Leuthold dar, der nicht ohne innere Notwendigkeit die Beziehungen zu den Münchnern findet, und der durch diese Gabe auch für Keller hervortritt, der ihm sonst wenig abgewinnen kann.

Das zweite Grundelement seiner künstlerischen Veranlagung ist die Phantasie. Eine unbändige Lust zu fabulieren und die aufgeschichteten, sich drängenden Eindrücke zu neuen bunten und sinnvollen Bildern und seelischen Abläufen zu verbinden, ist ihm angeboren. Sie bestimmt seine kindlichen Spiele und baut ihm Welten auf, die sich vor die Realität oder vielmehr in sie hineinschieben. Die Lügengeschichten des Knaben Heinrich zeigen in einziger Weise, wie dieser Trieb überwuchert bis zur Verdrängung der moralischen Verantwortlichkeit. Das trägt nicht unwesentlich zu seiner Vereinsamung bei; ganz und gar in diesen sich immer erneuernden Welten seiner Erfindung lebend, verliert er das Bedürfnis, sich mit der wirklichen Umgebung auseinanderzusetzen, wie sein Zendelwald in den „Legenden". Die phantastische Wunderwelt der Romantik und noch mehr die Pseudoromantik des Seltsamen und Grausigen nimmt den Knaben in ihren Bann (vergl. oben S. 13 und 28). Sie wird genährt durch die Welt des Vaters Jakoblein und der Frau Margret und die Steiger-Habersaatsche Schule. In dem Gedicht „Denker und Dichter" hat Keller die Verse geschrieben:

Der Oberfeldzeugmeister
Ist meine Phantasie,
Und ihre tapfern Geister
Verließen mich noch nie!

In der frühsten Jugend, als die Wirklichkeit noch nicht stark genug in ihm geworden war, war sie freilich noch mehr als Feldzeugmeister, dem in jenem Gedicht die

Sonnenstrahlen als Lanzen, die Tannen als Wächtersleut', das Abendrot als Siegstandarte, das Morgenrot als Feldherrnwarte, der Donner als Tambour und der Sturm als Trompeter dienen müssen; da drohte sie ein Bramarbas ohne reale Macht zu werden. Rudolf Mayer(-Römer) bringt ihn zur Besinnung und vor allem als Dichter Goethe. Bei ihm kommt die Erleuchtung, die ihm sein eigenes Wesen erhellt, daß „das Unbegreifliche und Unmögliche, das Abenteuerliche und Überschwengliche nicht poetisch ist", daß „Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten im Glanz und Gestalten herrschen müssen, um etwas Poetisches oder, was gleichbedeutend ist, etwas Lebendiges und Vernünftiges hervorzubringen". Köstliche Arabesken zu zeichnen bleibt der Phantasie unverwehrt, aber die Grundlage muß auch für ihre Tätigkeit die Wirklichkeit bilden. „Das Herausspinnen einer fingierten, künstlichen allegorischen Welt aus der Erfindungskraft, mit Umgehung der Natur, ist nichts anderes als Arbeitsscheu; und wenn Romantiker und Allegoristen aller Art den ganzen Tag schreiben, dichten, malen und operieren, so ist das alles nur Trägheit gegenüber derjenigen Tätigkeit, welche nichts anderes ist, als das notwendige und gesetzliche Wachstum der Dinge" (im „Grünen Heinrich", 3. Teil).

Keller hat den Reiz der losgebundenen schweifenden Phantasietätigkeit mit ihrem kaleidoskopischen Wechsel von Bildern, ihrem Verdämmern und Aufflammen, ihrem Stimmungswechsel wohl gekannt. Der Traum ist ihr eigentliches Wesen. Er selbst hat sich ein Traumbuch angelegt und sich brennend für die physiologischen Grundlagen interessiert. Die Hungerträume des grünen Heinrich sind nach all diesen Richtungen außerordentlich interessant. Heyse war von ihnen geradezu entzückt: „Ein Meisterstück, wie bei aller leise spielenden Symbolik doch das wahre Wesen der schlafwandelnden Phantasie überall gewahrt bleibt, nirgends eine dichterische Verunstaltung uns nüchtern macht." Der Traum beginnt als reiner Traum, wandelt sich dann unter Mitwirkung des halben Bewußt-

seins des Schläfers in einen allegorischen Deutungstraum mit kunsttechnischen Absichten für die Komposition des Romans und geht unter deutlicher Markierung des Überganges wieder in den reinen Traum über. Der mittlere Teil ist, wie Keller den Träumer nachher selbst gestehen läßt, ein „zusammenhängendes Märchen" mit „buchgerechten Allegorien nach irgendwo gelesenen Mustern, mit Schulwörtern und satirischen Beziehungen". Ersichtlich gehört zu diesen Mustern Goethes „Märchen". Als die Wirklichkeit sich dem langsam sterbenden Dichter zu verdüstern begann und er nicht mehr auf dem Abendfeld wandeln konnte, „dem sinkenden Gestirn gesellt", um noch zu trinken, „was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt", da umspann ihn wieder die fiebrige Phantasie mit einem Gewebe von Traumbildern, denen der Wirklichkeitssinn nicht mehr Einhalt gebieten konnte, um ihnen die Rolle zuzuweisen, die ihnen der reife Mensch und Künstler gönnen durfte.

IV

Kellers intellektuelle Veranlagung besteht in einem scharfen Beurteilsvermögen, das immer rege ist und sich sofort aller Eindrücke bemächtigt, sie ordnet und nach ihrem Sinn befragt. Er ist eine ausgesprochen kritische Natur. Ein Sammler von Erfahrungen, die er mit vollem Bewußtsein nützt, ein Menschenkenner ersten Ranges und vortrefflicher Charakteristiker (Gotthelf). Aber seine verständliche Tätigkeit ordnet sich immer ethischen Forderungen unter, sie hat keine autonome Geltung in seinem geistigen Leben. Die reichen und tiefen Gedanken über Erziehung, Staat und Religion, die er in seinen Werken und Briefen ausspricht, sind bedingt in Wahl und Entscheidung durch die Bedürfnisse seiner individuellen Natur, sie sind klug begründete Postulate, die ihre Wurzeln nicht in der reinen Erkenntnis, sondern in den Forderungen seiner Natur und den Erfahrungen seines Lebens haben, und dasselbe gilt von seinen ästhetischen

Anschauungen. Er ist daher selbst kein systematischer Denker, und so bestimmend gewisse Systematiker auf ihn gewirkt haben, doch nie ein prinzipieller Anhänger einer Schulmeinung geworden. Auch nicht Feuerbachs. Nicht die Wahrheit an sich ist das Ziel seines Denkens, sondern nur die Wahrheit, welche jeweils glücklich macht. Jeder Mensch hat seine eigene, die bedingt ist durch seine Bedürfnisse und seine Umwelt. Es ist heiligste Pflicht des Individuums, nach seiner Wahrheit zu streben mit allen Kräften und ohne Selbstbetrug und Lüge, aber man hat kein Recht, sie andern aufzudrängen, die ihr nicht gewachsen sind und dadurch unglücklich werden können. Jeder romantische Enthusiasmus ist ihm fremd, jeder Fanatismus widerwärtig. Konsequenz nicht der Idee, sondern des Individuums (oder des Volkstums) wird der Maßstab seiner Weltbeurteilung, Toleranz die letzte Forderung. Er nimmt Feuerbachs Lehren deshalb an, weil sie ihn vor sich selbst rechtfertigen, nicht, weil sie schlechthin richtig sind. Wir sehen das aus den Berichten an Baumgartner über die Wirkung der Feuerbachschen Vorlesungen: „Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit; ich glaubte im Anfang nur kleine Stifte und Federn anders drücken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen." Und weiter: „Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach?" Und er stimmt schließlich zu, weil die Welt ihm „schöner und tiefer geworden, das Leben wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher." Die Feuerbachsche Lehre fordert ihn nun erst mit aller Macht auf, seine „Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht mehr habe, das Versäumte nachzuholen". Im politischen Denken kann er kein prinzipieller Parteimann sein. Denn auch hier gilt es keine theoretische Meinung vom besten Staat zu verwirklichen, sondern das zu tun, was dem

praktischen Bedürfnis des Tages entspricht. Alle geschichtsphilosophische, rein ideelle Tendenz ist demgegenüber bedeutungslos, unter Umständen verderblich. Die Wirklichkeit ist mehr wert als alle Spekulation.

V

Daß Keller kein spekulativer Kopf ist, sieht man am deutlichsten daran, daß er ganz früh fertig ist. Wenn C. F. Meyer dem siebzigjährigen Keller schreibt, es sei ihm wahrhaftig nichts zu wünschen, als die Beharrung in seinem Wesen, so war dieser Wunsch lange in Erfüllung gegangen. Als er von Heidelberg nach Berlin fuhr, nach dem Abschluß seines dreißigsten Jahres, war er geworden, was er war und werden konnte. In den ersten Berliner Jahren sind fast alle seine Werke konzipiert worden. Bis zur Konzeption des „Martin Salander" haben wir im Grunde nur Ausführung dieser frühen Entwürfe. Aber auch vorher war er im letzten Grunde schon fertig, es fehlte nur noch die Klarheit und vollkommene Bewußtheit. Sein Autodidaktentum, das ihm so viele schmerzliche Lücken in seiner formalen Bildung ließ und ihn noch in reifen Jahren zum Lernen und Aneignen notwendigen positiven Bildungsstoffes zwang, hielt ein schon an sich ausgeprägtes Individuum in der empfänglichsten Zeit von stark umbildenden äußeren Einwirkungen frei. Um so stärker und nachhaltiger mußte er mit den natürlichen Quellen seines Wesens sich verbunden fühlen, mit den Traditionen seiner Familie und seines Volkstums. Daß das eine wesentliche Grundlage seiner Weltanschauung ist, hat er durch den Anfang des „Grünen Heinrich" auf das eindringlichste in der Schilderung der Verwachsenheit von Mensch und Landschaft in seiner Familienheimat dargelegt. Wie die Menschen alle zu einer großen Familie werden durch kreuzweise Verschwägerung und wie sie alles der Mutter Erde in der Heimat danken, so auch diese wieder den Menschen, da sie buchstäblich aus den aufgelösten Gebeinen der vor-

übergegangenen Geschlechter besteht. Gottfried Keller ist bei aller politischen Demokratie, die eben auch Tradition ist, ein konservativer Mensch. Durch die Ehrfurcht vor dem organisch Gewordenen und organisch sich Wandelnden unterscheidet er sich vor allem von den Liberalen der vierziger Jahre, die in ihm ihren Parteigänger sahen. Dieser Zug führt ihn aber an die Seite Freiligraths, der selbst als wildester Revolutionär nur Sozialist aus Gerechtigkeit und Menschenliebe, im Grunde aber auch eine konservative Natur war. Die unentwegten „Republikaner" nach dem Grundsatz ubi bene ibi patria, wo eine gute republikanische Staatsform ist, da gehöre ich hin, waren ihm unangenehm, wie Kinkel und seine Gesinnungsgenossen. Der Mensch ist, was er ist, durch tausendfältige Verbundenheit. Gerade das Züricher Land hatte sich eine selbständige Volksart rein bewahrt, die dem Dichter durch seine ländlich-kleinbürgerliche fest in ihr verwurzelte Familie in Lebensgewohnheiten und Anschauungen übermittelt wurde und die nirgends sich ein farbigeres und dauernderes Denkmal gesetzt sieht, als in den Werken seines größten Sohnes. Und gerade in den Entwicklungsjahren und Mannesjahren Kellers hat sie sich die sozialpolitischen Formen geschaffen, die ihr angemessen waren. Naturechte Ursprünglichkeit, verbunden mit einer nirgends natürlicheren Wirklichkeitsfreude, wie wir sahen, ein spezifisch kellerischer Grundzug, ist also einer der Grundzüge auch seines Volkstums und der andere der Sinn für feste ethische Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit mit dem Ziel eines wahrhaft glücklichen irdischen Zustandes.

Dieses Gefühl der Verwachsenheit mit einer großen historisch aus innerer Notwendigkeit gewordenen Gemeinschaft ist es vor allem, was Keller die Kraft der Selbstbehauptung allen Widerwärtigkeiten gegenüber verleiht. Das, was man ist, ganz zu sein, das ist das Wesen der Originalität, die er allein anerkennt. Daß er die Kraft dieser Selbstbehauptung besaß, vielleicht allzu starr sie manchmal hervorkehrte, macht ihn stolz und be-

cheiden zugleich. Er wußte genau, was er im Grunde vert war, aber es war so selbstverständlich, daß er nicht darüber sprach und sprechen konnte. Nie hat jemand ihn von sich reden hören, am wenigsten etwas, was nach Selbstempfehlung aussah, aber auch wohlbegründetes Lob anderer konnte er nur schwer anhören, ohne unbehalten zu werden. Über die Grenzen seiner Begabung war er sich klar und konnte sich deshalb aus Gewissenhaftigkeit nicht entschließen, den angebotenen Lehrstuhl zu besteigen, um aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden. Andererseits geht gerade der didaktische Zug seines Wesens — ebenfalls eine schweizerische Erbschaft — auf dieses Selbstbewußtsein zurück, wie auch der Mut, sich dem Verleger dadurch zu empfehlen, daß er bekennt, er habe nur sich selbst geschrieben (beim Angebot des „Grünen Heinrich"). Das menschliche Bewußtsein ist der Geist, der sich die Welt baut, nicht ein metaphysischer Allgeist, das war seine Überzeugung, die er sich durch Feuerbach bestätigen ließ. Unerträglich, kulturschädigend und der wahren Bildung feindlich und abträglich sind also alle die Menschen, die nicht in sich selbst wohnen, die alles treiben und können wollen, ohne etwas ganz zu sein, so der Literatentyp des Viggi Störteler, der, wie die Frauen, die das Grundwesen der Frau verzerren, Handel mit Gefühlen treibt, deren er selbst nicht fähig ist, und der Schmied seines Glückes John Kabys, der auf seinen Namen statt auf sein Wesen das Leben bauen und ein Glück erjagen will, das er nicht redlich erworben hat, und schließlich auch der Pfarrer von Schwanau (im „Verlorenen Lachen"), der zu spät erkennt, daß er mit seinem schöngeistigen Christentum keinen Seelentrost spenden kann. Der Schädel des Albertus Zwiehan muß den grünen Heinrich stets begleiten als warnendes Erinnerungszeichen an den Menschen, dem er einst angehört, der nie auf die Stimme der Natur gehorcht hat, sondern dem blinkenden Scheinglück nachgelaufen ist, indem er sich für etwas anderes ausgab, als was

er war, um dafür schließlich, wie die Seldwyler, für das erbärmliche Leben mühselig zu dienen, anstatt frei zu sein, wie die wahren Herren ihrer selbst. Ital Manesse entläuft seinem Glück, weil er „nie zu Hause ist“ nicht nur physisch, sondern auch seelisch. Und der Butz Falätscher versucht zwar allerlei Vortreffliches nachzuahmen, aber ohne daß es irgendeine Beziehung zu ihm selbst hat. Er ist deshalb so närrisch, weil er der Parodist seiner selbst ist. Die härteste Strafe aber verdienen und finden die blutleeren „Selbstgerechten“, die aus der nichtigen Erfüllung äußerer Formeln Anspruch zu machen wagen auf den Lohn der Tugend, der doch in sich selbst beruht; die das Bild des wahren und echten Menschen verzerren zu einer widerwärtigen Fratze. Sie arbeiten nicht mit Lust und Liebe in einem selbstgewählten Beruf, sondern beschäftigen sich auch mit sinnlosen Dingen, nur um besser zu erscheinen als andere und sie herabzusetzen (die „Kammacher“). Sie sind heimatlos und können auch nirgends wurzeln, weil sie keinen Blick für das besondere Wesen der Welt haben, in die sie zufällig verschlagen sind. Sie haben keinen Besitz, der ihr Wesen ausspräche, weil sie keins zu vergeben haben, und umgeben sich mit sinnlosem Zeug, das höchstens Erinnerungen ihrer Torheit birgt, wie sie auch die aufgeblasensten und sinnlosesten Reden führen. In Züs Bünzlin hat Keller die Karikatur solcher Selbstgerechtigkeit und Wesenlosigkeit geschaffen, wie sie ihm nach seinem Bekenntnis bis „hoch hinauf“ begegnet ist.

VI

Aber solche Erfahrung konnte sein Verhältnis zur Welt nicht verzerren. Selbst solches „Unwesen“ weiß er „an die Menschlichkeit“ mit einem goldenen Bändchen anzubinden, wie seine Frau Amrain. „Höher und freier als die Verachtung,“ die sich nur die Verzerrung gefallen lassen muß, „ist die Achtung vor der Welt im ganzen.“ Er ist und muß sein, um leben zu können, der

unerschütterliche Weltgläubige. Und deshalb spricht die Welt auch zu ihm wie zu keinem anderen seines Jahrhunderts. Wenn er sich auch, wie wir wissen, nicht an die Natur verlieren kann, jede unbestimmte nur-lyrische Schwärmerei ihm fremd ist, ja, der wieder zum Schöpferum zurückgekehrte Altstaatsschreiber an Storm schreibt, wenn er die Wahl hätte, so würde er nur Nordlicht im Arbeitszimmer haben, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht, so ist sie ihm doch ans Herz gewachsen wie eine Geliebte, und ihr, vor der er sich nicht seiner Gefühle zu schämen brauchte, hat er auch wahre Liebesgedichte geschrieben:

Geliebte, die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Lust, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzückt.

Aber freilich ist sie auch eine Geliebte, die sich ihm willfährig zeigt, die sich anpaßt und stets als die Einklangschaffende seinem Temperament entgegenkommt. Alle typischen Zustände des Auf und Ab der Stimmung seiner Seele hat er in ihr wiedergefunden. In seinen Gedichten von 1846 haben wir je einen Zyklus Morgen, Abend und Nacht; Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Hier findet er sich in seiner vollen und ganzen Menschlichkeit wieder.

Die naive Natürlichkeit und Lebensfülle der Tierwelt entzückt ihn und er kann dem Kätzchen nicht gram sein, das ihm den schönsten Brief ruiniert, „indem es sein Pfötchen erst ins Tintenfaß steckte und dann über den Tisch weglief, auf welchem jener zum Falten bereit lag" (1878). Schon im Hause des Oheims in Glattfelden lebt der Knabe mit gezähmten Tieren zusammen, Reh, Marder, Hunden und Katzen. Gerade zu den kleinsten und fein organisierten Tieren hat er ein besonderes Verhältnis. Nach dem Tagebuch von 1843 beobachtet er mit Hingebung die Ablehnung des Zigarrenstummels durch

die „Polizei-Inspektoren“ der Ameisen und ihre Gemeinschaftsarbeit zur Bergung eines Pfannkuchenstückchens. Oder er erlebt das Schicksal des Nachtfalters, der sich zu verbrennen droht an der Flamme. Welch ein unvergeßlich zartes Bild lebendiger Naturhaftigkeit ist die Eidechse mit dem guten Blick,

Und so lebendig ruhig, fein und glühend;
Hellglühend war sie, ich sah den Odem gehn
In zarter Brust, blaß wie ein Röschen blühend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?
Sie ließ vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,
Schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,
Ein fein Geschmeide, ruhend ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos und mit lindem Druck
Fühlt' ich den leisen Puls am Halse schlagen;
Das war der einzige und schönste Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen.

Und im gleichen Gedicht das Erlebnis des stolzen Raubvogels! Vor allem aber ist es die stumme Kreatur in ihrem Leiden und ihrer Beharrlichkeit in der Durchführung des Lebens. Das bedeutet ihm so viel, daß er dem Sterben einer Mücke ein dichterisches Denkmal setzt („Kleine Passion“). Der grüne Heinrich aber kann sich gar nicht trennen von der Beobachtung seiner Spinne, deren Entschlußfähigkeit in dem kleinen Gehirnchen ihm Naturgesetz und Willensfreiheit so nahe zusammenrückt. Das stimmt alles vortrefflich zu den Mitteilungen Bächtolds aus Gesprächen mit Keller: „Er hatte eine besondere Vorliebe für Darstellungen, in welchen die seufzende Kreatur zu Ehren gezogen wurde. Rührend waren ihm die alte blinde Sau im ‚Münchhausen‘, die Rosse des Michael Kohlhaas, die hungrigen Ochsen in Mörikes Märchen, die Eselin in Heyses Novelle, der Hund ‚Crambambuli‘ (der Ebner-Eschenbach).“ Die Niedrigkeit und innere Roheit der Weidelichs weiß er nicht besser zu charakterisieren, als daß sie Singvögel in Leimruten fangen und sie in Massen verzehren. Und die Dichterlinge erweisen sich dadurch als das, was sie sind, daß sie von Lerchensang erzählen,

während ihr Gabelspieß sehnend in die Liederbrust gebratener Lerchen dringt:

Das heiß' ich die Natur verstehn, allseitig, tief und kühn.

In der Landschaft spielt für Keller die bedeutsamste Rolle der Wald. Wie sich ihm in der Tierwelt vorwiegend das individuell-natürliche Leben symbolisch deutet, so im Wald das natürliche Gemeinschaftsleben. In diesem Sinne sind seine „Waldlieder" die tiefste und kräftigste Offenbarung des Jahrhunderts geworden und hier erhebt sich seine Sprache auch zu mächtiger rhythmischer Wirkung. Wie ein feierlicher Choral braust dieser Hymnus dahin: „Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen", und die ganze Kellersche Bürgerherrlichkeit spricht sich in lächelnder Heiterkeit in den klaren Strophen des Föhrenwaldliedes aus:

Schlanken Riesenkindern gleich
Stehn sie da im Bunde,
Jedes erbt ein kleines Reich
Auf dem grünen Grunde.

Aber oben eng verwebt,
Eine Bürgerkrone
Die Genossenschaft erhebt
Stolz zum Sonnenthrone.

Nicht besser weiß Karl Hediger das „Fähnlein der sieben Aufrechten" zu charakterisieren als durch folgenden Vergleich: „Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mitzurauschen und zu brausen mit den tausend anderen Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind". Noch wörtlicher klingt das Walderlebnis des grünen Heinrich an den Waldhymnus an. Der auf Studien Ausgehende findet nirgends eigentlich einen Gegenstand, „weil der stolze Wald eng verschlungen,

Arm in Arm stand und mir keinen seiner Söhne einzeln preisgab; die Sträucher und Steine, die Kräuter und Blumen, die Formen des Bodens duckten sich unter den Schutz der Bäume und verbanden sich überall mit dem großen Ganzen, welches mir lächelnd nachsah und meiner Ratlosigkeit zu spotten schien. Endlich trat ein gewaltiger Buchbaum mit reichem Stamme und prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verschränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe aufruft. Dieser Recke war in jedem Aste und jeder Laubmasse so fest und klar, so lebens- und gottesfreudig, daß seine Sicherheit mich blendete". Im „Verlorenen Lachen" ist das Gemeinschaftswesen einer bäuerlichen Genossenschaft mit ihrer Sorge für das kommende Geschlecht durch eine Baumschule symbolisiert: „In wohlgeordneten Reihen standen Tausende und wieder Tausende von winzigen Weißtännchen, Rottännchen, Fichtchen, Lärchlein, kaum drei bis vier Zoll hoch, die ihre hellgrünen Köpfchen emporstreckten und einer festlichen Versammlung vieler Kleinkinderschulen glichen. Dann standen die gereihten Scharen kniehoher, dann brusthoher Bäumchen, wie wackere Knabenschulen, bis ein Heer mannshoher Buchen-, Eichen-, Ahornjünglinge folgten und im Rücken derselben die schützende Gemeinde der alten Hochwaldbäume die Versammlung abschloß". In der gleichen Erzählung wird die Waldschlächterei der Seldwyler als Zeichen ihrer volksartlichen Korruption charakterisiert, die vor allem der Mangel an Ehrfurcht vor dem Wahrzeichen der Wolfhartsgeereneiche zeigt. Denselben Mangel an Ehrfurcht vor dem Wald legt der Dichter den Weidelichs bei. Salander entsetzt sich darüber, wie Keller in einem viel harmloseren Fall: 1883 hatte man für die Landesausstellung in Zürich einige schöne Bäume des Parks gefällt, um Platz zu gewinnen. Der Dichter erhielt bei dieser Gelegenheit einen goldenen Chronometer als Ehrengeschenk. Den Dank dafür schloß er mit einem Lob der Leute, welche die Bäume stehenlassen.

Eine ähnliche Durchdringung mit sozialen und staatlichen Tendenzen finden wir auch sonst in seiner Naturdichtung. Wie die Sonne Königin ist, vor deren Zug er als leichte Wolke und Verkünderin ihres Glanzes eilen will, so ist der Mond ihr Ährenleser, der nach verlorenen Strahlen sucht.

Ist er, bis sie im Osten tagt,
Der goldnen Herrin Reichsverweser?
Ach, unsrer armen Mutter Erde
Ist er ja nur ein Lehenmann;
Und fest, mit glänzender Gebärde,
Tut er die Lehnspflicht, wie er kann!

Wenn der Herbststurm die Wälder zerzaust,
Da schwimmt es auf den Wassern her,
Wie ein ertrunknes Völkerheer
Schwimmt Leich' an Leiche, Blatt an Blatt.

Immer ist diese Landschaft tätig – bewegt, selbst von einem stolzen Heimat- und Volksgefühl erfüllt, wie die Welle des Alpenquells, in der der Himmel der Heimat spielt und die er dann im Meere wiederfindet:

Von dem heißen Strahl durchzittert,
Ja, sie war es, deutlich, nah!
Doch versalzen und verbittert,
Still und mutlos lag sie da.

Nicht also als Impressionist steht er trotz seiner Naturnähe der Natur gegenüber. Er beobachtet sie mit ehrfürchtiger Liebe, aber nicht willenlos hingegeben, er drängt sich ihr auch nicht auf, er spiritualisiert sie nach seinem Wesen und Temperament, wie er die Wirklichkeit überhaupt phantasievoll vergeistigt, wie schon der Knabe seine Lügenmärchen aus exakten Tatsachen herausspann. Die menschliche Verkörperung dieser vergeistigten Natur ist ihm Judith.

VII

Viel schwerer war es für ihn, mit den Menschen in ein erträgliches Verhältnis zu kommen, mit den einzelnen individuellen Erscheinungen der Menschenwelt.

Er hatte eine ausgesprochene „Witterung" für wertvolle Menschen, in welcher eine Kombination von schnellen Beobachtungen und Erfahrungen mitwirken mochte. Sein erstes Verhältnis zu Frauen, behauptet er bei seiner Liebe zu Luise Rieter, werde durch den Klang der Stimme entschieden. Aber während er selbst mit der Naivetät des Einsamen verlangt, daß man ihn mit seinem sonderbaren Benehmen nimmt wie er ist, weil er dieses Wesen eben als natürlich empfindet und sich seiner vollen Wahrhaftigkeit bewußt ist, stellt er selbst hohe Anforderungen an die anderen. Er will nicht beobachtet werden, weil er hinter jeder Beobachtung einen unsachlichen Zweck wittert, aber dabei beobachtet er selbst aus innerer Nötigung unablässig den andern. Seine kritische Beurteilungskraft sieht die kleinen Schwächen und Menschlichkeiten schärfer als andere. In seiner derben Wahrhaftigkeit kommt er so leicht zu scharfen Urteilen, die den freundschaftlichen Verkehr bedrohen; darunter leidet sein Verhältnis zu Scherenberg und geht das zu Bächtold in die Brüche, um nur einige hervorzuheben. Da sich seine harmonisierende Phantasie ein Idealbild des Freundes zurechtgemacht hat, muß das wirkliche bei solcher Veranlagung beträchtlich leiden. Enttäuschungen können nicht ausbleiben. Sein vulkanisches Temperament macht die Sache nicht besser. Andererseits ist die innere Verbundenheit oft größer als er zu zeigen vermag, wie bei der Mutter, so auch bei anderen. Mit Urteilen über ihn und sein Werk mußte man vorsichtig sein. Für Lob war der Mißtrauische und Bescheidene nicht empfänglich, aber auch Mangel an Verständnis verschloß ihn. So ist der tiefe und fruchtbare Briefwechsel mit Storm eingeschlafen, als dieser für den „Salander" kein Verständnis aufbringen konnte. Ganz ungestört sind nur wenige Freundschaften geblieben, diese freilich dann auch einzig in ihrer Art, wie die Freundschaft mit Marie von Frisch, Dilthey, Böcklin, Heyse und aus der Ferne mit Storm, Varnhagen, unter harmlosen Störungen die mit Hettner,

Lina Duncker, dagegen mit Vorbehalten die sachlich so fruchtbaren Beziehungen zu Ludmilla von Assing und Kuh.

Die Frau spielt eine besondere und höchst bedeutsame Rolle im geistigen Leben Kellers. Was er in erster Linie in ihr sucht, ist die Naturnähe, die sinnliche Natürlichkeit und schöne Triebhaftigkeit, die Sicherheit und Ungebrochenheit eines seiner angeborenen Art nachlebenden, noch nicht durch abstrakte Ideen behinderten Wesens. Alles, was seine Initiative lähmt, fällt bei der Frau, wie er sie ersehnt, weg. Sie ist gesellig und gewandt, sie ergreift die Gelegenheiten, ihren Wünschen Geltung zu verschaffen, wozu sie sich immer nützliche Freunde und Parteigänger zu halten weiß, und in der Liebe ist sie unbekümmert und nur von ihrem Gefühl getrieben. Freilich verkörpert sie als das schönste Kunstwerk der Natur in sich auch den Drang nach schöner Organisation, im Körperlichen wie im Seelischen. Der Drang nach dem harmonischen Ausgleich, den er in der Natur wirksam glaubt, wandelt sich in dem Wunschbild des Weibes, das in ihm lebt, zur freien Sitte. Nur im hemmungstilgenden Traumbild fallen auch die sozialen Bindungen, wie bei dem fünfzehnjährigen Mädchen des Traumbuchs vom September 1847, das sich sogar verdoppelt, um ihn recht lieblich umschmeicheln zu können und das nur die schreckliche Angst vor den verknöcherten lebensfeindlichen alten Weibern erfüllt, die ihr Schäferstündchen stören wollen. Unwillkürlich offenbaren sie ihre Neigung unter schamhaftem Erröten („Himmelsleiter"). Die Lucie des Sinngedichtes ist die schönste Verkörperung seines Wunschbildes, belebt durch die vielen Züge, welche er den Geliebten der Wirklichkeit abgesehen hatte. Dem steht gegenüber die verdorbene Weibsnatur, die dem Mangel an abstrakter Bändigung und ordnender Herrschaft der männlichen Vernunft nichts Positives entgegenzusetzen hat. Pankraz dem Schmoller scheint es von jeher, „als ob es sämtlichen Weibern gar nicht um eine vernunftgemäße, klare und richtige Sache zu tun wäre, daß es ihnen unmöglich sei, nur sechs Worte lang

in guter Ordnung bei der Sache zu bleiben, sondern daß sie einzig darauf ausgingen, wenn sie in diesen Augenblicken etwas Zweckmäßiges und Gutes gesagt haben, gleich darauf eine große Albernheit oder Verdrehtheit einzuwerfen, was sie dann als ihre weibliche Anmut und Beweglichkeit ausgäben, im Grunde aber eine Unredlichkeit sei und um so abscheulicher, als sie halb und halb von bewußter Absicht begleitet sei, um hinter diesem Durcheinander allen schlechten Instinkten und Querköpfigkeiten desto bequemer zu frönen". Die Unredlichkeit liegt darin, daß sie an die Stelle der Konsequenz der vernünftigen Logik nicht die Konsequenz der organischen Natur setzen, wie ihre wahrhaftigen, echten und guten Schwestern, sondern die Inkonsequenz der törichten Unlogik, und daß sie diese für jene ausgeben. Verächtlich als unwesentliche Menschen sind die Frauen, die in Mißachtung ihrer wahren Natur die männliche anzunehmen streben, wie das „Tintentier" Fanny Lewald, wie die Kätter Ambach der „Mißbrauchten Liebesbriefe". Wohl wird das reife gebildete Weib sich mit der Blüte männlichen Geistes auseinandersetzen, wie Lucie, wie Dortchen, wie Figura Leu. Eine Sünde wider den Heiligen Geist aber ist es, wenn die Frau mit ihren natürlichen Vorzügen Handel treibt um der Eitelkeit oder gar äußeren Gewinnes willen. Er ist darin bei der Zartheit seiner Gefühle äußerst empfindlich. Schon Koketterie ist ihm als die harmlosere Form dieses Handels verhaßt, und es ist ein bitterer Vorwurf, wenn er Betty Tendering und Johanna Kapp von diesem Laster nicht freispricht, während er Luise Rieter eifrig davon reinigt. Daß ihr Jüngster sich mit solchen Verhökerinnen ihrer Weiblichkeit einlassen könnte, ist der Frau Amrain schwerste Sorge. In dieser Novelle hat Keller eine kleine Galerie von ihnen aufgestellt.

Es ist verständlich, daß Keller bei seiner Sprödigkeit, Empfindungen auszusprechen, gerade da, wo er in einem weiblichen Wesen sein Idealbild zu finden

glaubte, nur äußerst schwer zum Bekenntnis und zur Werbung gelangen konnte. Wenn er aber so weit war, kannte er auch keine Schranke mehr. Im Grunde ist der Verzicht auf jede Liebestäuschung, die volle Rückhaltlosigkeit in der gewollt nüchternen Offenbarung seiner selbst ein Zeichen letzten Selbstbewußtseins und hoher Einschätzung und Anforderung an die Geliebte. Er will geliebt sein wie er ist, mit allen Seltsamkeiten und Schwierigkeiten. Auch die „simple Tatsache", daß er sie schwerlich nähren und kleiden konnte, wie Heroinen es gewohnt sind, blieb außer Berechnung. Wenn die Geliebte nicht allen Folgerungen ins Auge schauen kann, kommt sie für ihn nicht in Frage. Seine Werbungen sind wie eine Probe, ob die Wirklichkeit dem Ideal standhält. Nur so versteht man es, daß er so leicht geneigt ist, die ablehnende Haltung als ein Versagen aufzufassen und Zweifeln an dem Wert der Geliebten Raum zu geben. Leicht stellt sich der Gedankengang ein: Wenn er die inneren Hemmungen hat überwinden können, so lag das doch wohl daran, daß sie seinen Glauben an die Berechtigung, es zu tun, durch ihr Verhalten gestärkt hat. Da er sich getäuscht hat, muß doch ein Teil spielender Berechnung und Koketterie dabei gewesen sein. So ist es bei Johanna Kapp und bei Betty Tendering gewesen. Luise Rieter empfand denselben Vorwurf. Daß sie den Stier bei den Hörnern packt, macht ihn stutzig. Marie Melos ließ es nicht so weit kommen. Wir haben in den Werken mehrfach das Wunschbild der Geliebten vor der Probe und das Bild der Desillusion nach der Probe (Dortchen Schönfund und Lydia) nebeneinander. Das natürliche Weib stellt sich aber nicht auf solche Phantasiekonstruktionen ein. Es will als Naturwesen genommen werden, selbst wenn es das nicht mehr ist, und er weiß das, zur Besinnung gekommen, auch selbst und billigt es. Aber er ist eben ein Mann und dazu ein phantasiebegabter Künstler. Es wirkt sich da die „Urfeindschaft der Geschlechter" aus, auf die Keller bei der Rechtfertigung seines Verhaltens im Falle Rieter hin-

weist. Jedes der Geschlechter sucht dem andern Gewalt anzutun, es unter die Botmäßigkeit seiner Art zu bringen. Das kann wie hier in vergeistigter Atmosphäre geschehen, aber auch auf brutalere Art mit Ausnutzung der gegnerischen Schwächen. Keller hat das Problem und zwar gerade in der Formulierung des angewandten Schlagwortes dauernd beschäftigt, denn Jahre später im „Grünen Heinrich" kommt er wieder darauf zu sprechen, da der grüne Heinrich das „ruchlose" Liebesalbum des Freundes Lys betrachtet, in dem so viele Variationen dieses Geschlechterkampfes in Suchen und Abstoßen, in allen Stadien der Entwicklung festgehalten sind. Und er lehnt das Prinzip nun energisch ab: „Es war etwas von dem schrecklichen Prinzipe, das die beiden Geschlechter als zwei sich feindlich entgegenstehende Naturgewalten betrachtet, wo es heißt, Hammer oder Amboß sein, vernichten oder vernichtet werden, oder einfacher gesagt, wer sich nicht wehrt, den fressen die Wölfe."

Die Rettung für ihn bestand darin, daß er zu seiner Art zurückkehrte und ohne dauernden Haß sein Wunschbild wiederherstellte, ja mehr als das, es durch die Züge des wirklichen Lebens, die er angebetet hat, immer mehr belebt. Von jeder der Geliebten geht ein Stück in dieses Bild über, um sich wieder nach Bedürfnis in die süßen Frauenbilder zu verteilen, die er erfindet, schöner als die bittre Erde sie trägt. Und auch die Desillusion belastet ihn nicht mehr, wenn sie sich in andern Gestalten von der Seele gelöst hat. Aus dieser einzigartigen Fähigkeit des Dichters erklärt sich der merkwürdige Umstand, daß der Mann, der vor der Klärung durch Werbung und Ablehnung so temperamentvoll der Leidenschaft sich hingibt, nach verhältnismäßig ganz kurzer Zeit sich nicht nur zusammenreißt, sondern eine geradezu heitere Gelassenheit, fast einen Zustand glücklicher Entsagung gewinnt. Im „Grünen Heinrich" hat er einmal geschildert, wie dieser Zustand eintritt. Mit einer gewissen Befriedigung arbeitet Heinrich an dem Sarge der

:oten Anna. Der Sarg wird in die Grube hinabgelassen: ‚Der letzte Sonnenstrahl leuchtete nun durch die Glas- scheibe in das bleiche Gesicht, das darunter lag; das Ge- fühl, das ich jetzt empfand, war so seltsam, daß ich es nicht anders als mit dem fremden und kalten Worte ‚objektiv‘ benennen kann, welches die Gelehrsamkeit er- funden hat. Ich glaube, die Glasscheibe tat es mir an, daß ich das Gut, was sie verschloß, gleich einem hinter Glas und Rahmen gebrachten Teil meiner Erfahrung, meines Lebens, in gehobener und feierlicher Stimmung, aber in vollkommener Ruhe begraben sah; noch heute weiß ich nicht, war es Stärke oder Schwäche, daß ich dies tragische und feierliche Ereignis viel eher genoß als erduldete und mich beinahe des nun ernst wer- denden Wechsels des Lebens freute.“ Das hat sich eigent- lich immer wiederholt. Das nicht ihm Gehörende der Geliebten fällt aus seinem Bewußtsein heraus, sei es durch den Tod oder durch die Trennung. Aber es bleibt ein Unvergängliches als unverlierbarer Besitz, mit dem er nun beglückt und beglückend lebt. Der grüne Heinrich macht es ja auch so mit Dortchen. Man erwartet, daß er die Beziehung brieflich fortführt. Er aber denkt nicht daran. Sein Dortchen ist ja aufgenommen in sein Wunschbild. Was noch dazu gehört, hat andere Schicksale. Es ist eine schlimme psychologische Verkennung, wenn Hochdorf jenen Zustand der Objektivität als Beleg für eine naturalistisch wissenschaftliche Geistesverfassung erklären will, die Keller Zola naherücke. Verstehen wir so Kellers Verhältnis zur Frau und zu seinen Erlebnissen mit ihr, so begreifen wir, daß er seinen Landvogt von Greifensee als wahren Doppel- gänger den Kongreß der Schätze berufen lassen kann. „Ich hätte nie gedacht,“ sagt die verwunderte Marianne, „daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte! Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hie- nieden möglich ist.“

Der Drang zum Allgemeinen, zur überindividuellen Idee gegenüber dem naturhaften Individualismus des Weibes war Keller also selbst im Liebesleben als ein spezifisch männlicher voll bewußt. Freilich war auch hier für ihn zwingende Gebundenheit und Befruchtung durch das wirklich Seiende Voraussetzung. Und durch diese Doppelheit ist auch sein Verhältnis zur Gemeinschaft bestimmt. In der Schilderung seines Werdegangs haben wir gesehen, welch leidenschaftliche Teilnahme er den Problemen seiner Zeit entgegenbringt, vor allem den sozialpolitischen und religiösen. Aber es ist für ihn bezeichnend, daß er nicht wie ein spekulativer Mensch sich ihrer bemächtigt, aus einem Erkenntnisinteresse an sich, sondern deshalb, weil sie für sein individuelles Leben wie für das seines Volkstums von entscheidender Bedeutung wurden und er beidem nur gerecht werden konnte, wenn er sich mit ihnen auseinandersetzte. Für theoretische Unentwegtheit und Prinzipienreiterei hatte er keinen Sinn, das unterschied ihn von den revolutionären Demokraten seiner Zeit. Seine Stellung zum Allgemeinen ist aber auch ganz anders, als etwa die Hebbels, dessen spekulatives Wesen eine letzte ideelle Eindeutigkeit alles Mannigfaltigen erstrebte („Pantragismus"), die die Welt über alle zeitliche und nationale Schranken hinaus überspannte. Keller ist und will in solche Schranken gebunden sein. Es sind die Gemeinschaftsprobleme seiner Zeit und seines Landes, die ihn beschäftigen; daß sie aber trotzdem dauernd interessieren, liegt daran, daß sie nicht von einem nur politischen Gesichtspunkt gesehen sind, sondern von einem rein menschlichen. Als soziales Wesen ist daher Keller auch ganz im Gegensatz zu dem Künstler Keller ein Tatenmensch gewesen, im Anfang sogar ein sehr stürmischer, der sich ganz von seinem Blut leiten ließ; später bestimmt von so bemerkenswerter politischer Einsicht, daß alle Parteien von der Geschäftsführung des Staatsschreibers, der nur das Wohl

des Ganzen kannte, hochbefriedigt waren und er bis jetzt als einer der fähigsten und tüchtigsten Inhaber seines Amtes gilt. Und doch hat er das nicht durch verwaschenen Relativismus erreicht. Die klügste Politik war ihm immer die nationaler Würde, auch auf die Gefahr der gewaltsamen Unterdrückung, ja des Untergangs. Als „Unkraut, das am Wege steht" (vergl. oben S. 40) galt ihm immer der, „der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet", aber es mußte für ihn eine ganz bestimmte Gemeinschaft sein, die seines Züricher Volkstums und darüber hinaus seines Vaterlandes, nicht der ganzen Menschheit im sozialen Sinn. Es war ja auch seine Überzeugung, daß in den wesentlichen Grundfragen es überall sei comme chez nous.

Schrankenlosigkeit war überhaupt ein Begriff, der Keller, dem Propheten des Organischen, verhaßt war. Auch der individuelle Mensch kann nur glücklich und wertvoll werden in der Synthese von Freiheit und Notwendigkeit, von Recht und Gesetz. Denn Freiheit ist Behauptung und Beherrschung seiner selbst. Beherrschen kann man aber nur das seinem Wesen Gemäße, auf das man sich also beschränken muß. Aller Zerstörung wirkt entgegen die aufbauende Verbindung von „Gewissen und Kraft". Und nur der kann der Gesamtheit nützlich sein, der sein Ich in der Gewalt hat.

Die wahre fruchtbare Einheit der Gemeinschaft ist ihm daher die Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit. Er preist die Tatsache, „daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen". Die Masse freilich hat keine Physiognomie,

sie ist als solche ganz ungeeignet, das in Mannigfaltigkeit Einheit schaffende Volkstum zu vertreten. Das Volk offenbart sich ihm vielmehr in repräsentativen Vertretern und schon deshalb mußte er politisch immer ein Anhänger des Repräsentivsystems gegen die konsequente Demokratie sein. In seinen Werken hat er charakteristisch Repräsentanten geschaffen in Gestalten wie Salomon Landolt, Hansli Gyr und Ursula, Jukundus und Justine und anderen. Wieder andere erkannte er in den Gestalten des Jeremias Gotthelf, die mit seinen eigenen eine neue Mannigfaltigkeit in der Einheit bilden, schließlich verkörpern sich in den drei Dichtern Gotthelf, ihm selbst und C. F. Meyer drei repräsentative Typen des Schweizertums. Und so kann man ganz in seinem Sinn sagen, diese Repräsentanten stellen nicht nur das Volkstum dar, sondern sie haben es selbst geschaffen. Ihr Wesen stärkt und hebt dem Volksgenossen sein eigenes Bewußtsein und bildet es so immer mehr aus.

Freilich ein großes unerschütterliches Gefühl der Zusammengehörigkeit muß alle beleben und muß sich in den Tagen der Gefahr als ein unentreißbares Panier bewähren. „Wie ein eiserner Garten" muß das lange Viereck des Volksganzen dann geordnet dastehen, „Mann an Mann die Tausende, jeder in Zuverlässigkeit und Furchtlosigkeit wieder eine Welt für sich". Er schildert in gewollter Anlehnung an die Quelle die Entscheidungsschlacht des Burgunderkrieges in einem unvergeßlichen Bild („Dietegen"): „Da harrte der Leichtsinnige und der Verschwender neben dem Geizigen und dem Sorgenfreund seiner Stunde; der Zanksüchtige und der Friedliebende hielten mit gleicher Geduld ihre Kraft bereit wer schweren Herzens war, hielt sich so still, wie der Prahler und der Redselige; der Arme und Verlassene stand ruhig und stolz neben dem Reichen und Gebietenden Ganze Gassen sonst im Streite liegender Nachbaren standen gedrängt; aber Neid und Mißgunst hielten den Spieß oder die Hellebarde so fest, wie die Großmut und die

Leutseligkeit, und der Ungerechte richtete wie der Gerechte sein Auge auf die nächste Pflicht. Wer mit seinem Leben abgeschlossen und einen Rest seiner Kraft unbeweint zu opfern hatte, galt nicht mehr oder weniger als der aufblühende Knabe, auf dessen Auge die Hoffnung der Mutter und einer ganzen Zukunft stand. Der düster Gesinnte ertrug ohne Murren die halblauten Einfälle des Possenmachers und dieser wiederum ohne Gelächter die kleinen heimlichen Vorkehrungen des Spießbürgers, der neben ihm stand." Keller hat den Schweizern ihr Nationallied geschaffen zusammen mit dem gleichgesinnten Komponisten Baumgartner.

Nationalistisches Scheinwesen und aufgeblasener Nationalismus aber, der das Heil der Welt nur von seiner ganz einseitig gesehenen Nation erwartet und die Tüchtigkeit und den Wert der anderen nicht anerkennen will, lag ihm fern. Der Narr auf Manegg ist ein solcher Tor, der, ohne selbst die Fähigkeit aufzubringen, das Ererbte zu erwerben, um es zu besitzen, Ansprüche erhebt, die ihm nicht zukommen, und der Pate lehnt verdrießlich ab, als ein Schützling die Vaterstadt das schweizerische Athen nennt. „Hast du diese schwache Redensart auch schon aufgeschnappt? Fühlt ihr denn nicht, daß eine solche Eitelkeit immer das gleiche Laster bleibt, ob sie der eigenen Person oder dem Gemeinwesen gelte, dem man angehört?"

Keller hat noch eine höhere Gemeinschaft gekannt und bekannt, freilich nur beschränkt auf das kulturelle Gebiet, das ist die gemeindeutsche. „Gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, habe ich mich immer aufgelehnt, denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört." Am glücklichsten war er als Gemeinschaftsmensch, wenn er sich ohne Konflikt als Schweizer und Deutscher fühlen konnte (vergl. oben S. 96).

Beides ist also Keller seiner Veranlagung nach gewesen,

Individualist vor allem als Künstler, als Gefühls- und religiöser Mensch, ein umbildender und persönlich wertender passiver Erlauscher der Welt, und aktivistischer sozialer Mensch vor allem in der Willenssphäre. Möglich und notwendig war diese Doppelheit, weil seine individuelle Art ausgeprägte Repräsentation seines Volkstums war. Daraus ergab sich auch die Beschränkung seines Gemeinsinns auf eben dieses Volkstum. Es war ihm gewissermaßen als eine Mannigfaltigkeit in der Einheit durch das Blut seiner Vorfahren von mütterlicher wie von väterlicher Seite vererbt. Beides hielt sich die Wage. Die Entwicklungstendenz seiner Natur ging nicht darauf aus, das eine um des anderen willen zu unterdrücken, wodurch er zum tragischen Menschen hätte werden müssen. Da sich aber im praktischen Leben diese beiden Seiten seines Wesens nicht nebeneinander auswirken konnten, mußte periodenweise die eine durch die andere verdrängt werden, was natürlich mit einem Leidenszustand der anderen verbunden war. So löst sich das oft erörterte Problem, wie derselbe Mann sowohl der äußerlich in scheinbarem Nichtstun dahinlebende Künstler wie der pflichteifrige, pünktlichste Staatsschreiber sein kann. Er konnte und mußte beides sein, aber nie zugleich: der Künstler hält sich von allen Taten des Gemeinschaftslebens zurück und der Staatsschreiber läßt den Künstler nicht aufkommen. Jedermann mußte der Gegensatz in dem einen großen Falle auffallen. Aber in kleineren Zeitabschnitten war es immer so gewesen. Schon die Jugendgeschichte des grünen Heinrich fällt in Perioden des künstlerisch-religiösen inneren Werdens und des ethisch-willensbildenden sozialen Gemeinschaftswesens auseinander. In den beiden Züricher Epochen nach den Münchener und Berliner Werdezeiten wechseln die Zustände unablässig einander aus. Und nach dem Abtreten des Staatsschreibers besteigt der Künstler wieder als Alleinherrscher den Thron. Aber er hat es gelernt, sich zu mäßigen, seine Rechte selbst zugunsten des Entthronten zu beschränken.

Eine völlige Synthese dieser Gegensätze ist nie möglich. Aber das Maß des wertenden Ausgleichs gilt es zu finden. Der künstlerische Egoismus ist beglückend, aber auch Schuld und daher Leiden schaffend. Es gibt zwei Möglichkeiten, dieses Schuldgefühl zu mildern, wenn nicht zu tilgen. Beide hat Keller instinktiv und mit Bewußtsein ergriffen. Die eine besteht in einer verstärkten Bejahung und Rechtfertigung, in der Verwandlung des triebhaften Bedürfnisses in eine Berufung, eine heilige Mission, die andere in einer Verneinung, im Bekenntnis der Schuld und der tätigen wandelnden Buße, der Metanoia. Schon der Neunzehnjährige hat aus dem Bedürfnis, seinen künstlerischen Trieb durch eine Heiligung zu rechtfertigen, bekenntnishafte Definitionen der Kunst in seine Skizzenbücher geschrieben: „Schöne Kunst ist diejenige, die das hohe Ziel hat, die Menschheit zu veredeln, ihr das Schöne, Wahre, Erhabene zu zeigen, ihren Sinn für die Natur zu wecken, das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit darzustellen — mit einem Worte, den Menschen auf den Punkt zu erheben, für den ihn der Schöpfer bestimmt hat." Und: „Was dem Tiere das Atmen, das sei dem Künstler die Kunst." Wir haben bei der Betrachtung von Kellers Leben gesehen, daß er sich selbst in der bittersten Not nie entschließen kann, sie zum lebenfristenden Handwerk zu erniedrigen (oben S. 26). Die aus künstlerischen Gründen zur Klärung der Idee geschaffenen Münchener Freunde des grünen Heinrich, Erikson und Lys, sind die Gegensatztypen der Künstler, die das Bewußtsein der religiösen Mission der Kunst verloren haben und deshalb kein Recht mehr haben auf den sacro egoismo des Künstlers. Erikson macht das Kunstwerk zum Objekt des Handels, das sich dem Bedürfnis des Publikums anpaßt nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot und besinnt sich rechtzeitig, daß der Kaufmannsberuf dieser Auffassung angemessener ist, Lys hat den inneren Glauben verloren, und so zerfällt seine Berufung in zerfressenden Skeptizismus. In der ersten Fassung des Romans fällt er in symbolischer

Andeutung der Todfeindschaft, die eine solche innere Haltung in dem grünen Heinrich erwecken muß, im Duell mit dem Helden. Die Religion in ihren historischen Formen ist Keller zeitlich bedingt durch den jeweiligen Kulturzustand und die Bedürfnisse der in ihm lebenden Menschen (vergl. S. 47 f.), die Kunst aber ist ein von allen historischen Entwicklungen unberührtes Bedürfnis der Menschheit. „Ich bin nicht Ihrer Ansicht," muß Jukundus im „Verlorenen Lachen" dem Pfarrer von Schwanau sagen, „daß die Religion die Kunst hervorgebracht habe. Ich glaube vielmehr, daß die Kunst für sich allein da ist von jeher, und daß sie es ist, welche die Religion auf ihrem Wege mitgenommen und eine Strecke weit geführt hat!" Es begreift sich, daß das oft leere Spiel mit künstlerischen Formen, wie es die Münchener betreiben und deren blasses schöngeistiges Kunstideal Keller wesensfremd sein mußte, erst recht die eitle Effekthascherei technischer Virtuosen und Modejäger.

Anderseits hat Keller ein deutliches Schuldbekenntnis in der ersten Fassung des „Grünen Heinrich" abgelegt und in der unerbittlichen Konsequenz seiner Problematik die Metanoia bewährt. Sein Held muß trotz der schon einsetzenden Rechtfertigung, vor allem in der Jugendgeschichte, sterben, weil er keine Vergangenheit hat und deshalb kein Recht auf eine Zukunft, und weil er sich am Heiligsten des Lebens vergangen hat in tatlosem Künstleregoismus. Die soziale Tatbereitschaft wird als das wertvollere Ziel hingestellt, der hilfreiche Mensch der Gemeinschaft ist mehr als der sich selbst befriedigende Künstler — wenn er nicht große befreiende Taten der Kunst aufzuweisen hat.

Also war die Metanoia bei dem Doppelgänger noch nicht fruchtbar geworden. Er wußte ja noch nicht, ob sie bei ihm selbst fruchtbar werden würde. Erst als diese Gewißheit dem zurückgetretenen Staatsschreiber gekommen war, durfte er sie in dem Doppelgänger sich auswirken lassen in der endgültigen Fassung des Romans. Versöhnt

mit seinem Helden erkennt er in dem Glück seiner eigenen Schöpfungen, daß der sacro egoismo nicht unfruchtbar war, und daß er sich auch zu überwinden wußte.

Die Lösung lag, wie schon gesagt, im Wechsel. In beschränktem Maße versucht er eine Synthese zu gewinnen, wenn er in seinen Festliedern die sozialen Gemeinschaftsideale seines Volkes verherrlicht (vergl. oben S. 78) und entrüstet sich über Gotthelfs Tendenz, diesen Volksfesten, in denen sich die Kunst ins soziale Leben organisch eingliedert, Abbruch zu tun. „Es wäre die Aufgabe des Dichters gewesen, allfällige eingeschlichene Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift". Auf dem Gebiet des Dramas wollte er diese Synthese in großem Stil schaffen. Es sollte eine ganz neue Volkskunst entstehen, in welcher das, was die tätigen Volksgenossen bewegt, Gestalt gewinnen sollte unter lebendiger Mitwirkung aller (vergl. oben S. 68). Daraus vor allem ist seine unglückliche Liebe zum Drama ganz zu verstehen. Das einzige Werk des alten Keller schließlich, das nicht Ausführung früherer Konzeption ist, sondern das ganz neu seinem Geist entspringt, der „Martin Salander", kennt als Stoff nur noch das Gemeinschaftsleben seines engeren Volkstums.

So hat sich Keller zu einer inneren Freiheit vor sich selbst durchgerungen, nicht durch monistische Spekulation, die zur Tragik führt, sondern durch praktische Anerkennung des in ihm wie überall in der Welt wirksamen Dualismus, der bei so starker Erlebniskraft und einem so klaren Verstande zum Humor führen muß. Er ist die natürliche seelische Haltung Kellers gegenüber der Welt. Der Dichter überblickt mit heiterer Überlegenheit die sich in sich auswirkende Welt, er erkennt die Triebkräfte, die jedes einzelne, sei es auch noch so unbedeutend an sich, bewegen und versteht sein Eigenwesen aus liebevollem Nachleben.

Aber er sieht es auch in den großen Zusammenhängen, die es selbst nicht kennt und die seine Bedingtheit im Ganzen offenbaren und sein Treiben nichtig oder auch bedeutungsvoller erscheinen lassen, als es selbst ahnt, seinen Willen in einer rührenden oder lächerlichen Gebundenheit zeigen. Wer diese heitere auf Bejahung und Überwindung zugleich des Wirklichen gegründete Überlegenheit erreicht hat, will nicht mehr die Welt nach seinem spekulativ gewonnenen Standpunkt ändern, aber er kann allem einen positiven Wert abgewinnen. Der nichtige Schein, der durch seine Entlarvung sub specie aeternitatis seine moralische Gefährlichkeit verliert, dient noch zur Belustigung. Strapinskis Mantel umschlägt „die schlanke, stolze, schneeweiße Gestalt des Mädchens wie mit schwarzen Adlerflügeln; es war ein wahrhaft schönes Bild, das seine Berechtigung ganz allein in sich zu tragen schien". Ein großartiges Spiel entfaltet sich vor ihm oder wird nachgestaltet ohne aufdringliche Einmischung, wie sie der subjektiv-romantische Humorist Jean Paul liebt, nur in und aus sich heraus wirkend. Er sucht nicht in dämonischer Genialität die Kontraste, um sie im Kampf sich entfalten und zerstören zu lassen. Er löst sie in einer höheren Betrachtung mild lächelnd auf, freilich nicht in einem platten Eudämonismus sie verwischend. Der tragische Unterton ist ein notwendiges Element seines heiteren „Gottvaterwesens" (Stoeßl), denn sie ist aus leidender Erfahrung, aus dem Erlebnis des dunkeln und trüben Grundes als befreiendes Gegenspiel erzeugt. „Mehr oder weniger traurig", schrieb Keller einmal an Petersen, „sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?" Die Weltbejahung als Grundlage seines Humors ist nicht eine emphatische, rein stimmungsmäßige, sie ist verstandlich und ethisch fundiert und gibt so seinem Humor Weltanschauungscharakter. Sein Ziel ist die Einheit des Lebens

von einem durch die seelische Erfahrung gewonnenen höheren Standpunkt, in den seine Mannigfaltigkeit sich harmonisch eingliedert. Auch diejenigen seiner Gestalten, die als Fleisch von seinem Fleische und Geist von seinem Geiste diesen weltanschaulichen Humor, diese innere überlegene Heiterkeit, gegründet auf den Glauben an die Güte des Daseins, mitbekommen, haben ihn erst durch herbe Lebenserfahrungen gewinnen müssen, wie Pankraz, Salomon Landolt, Gritli, Figura Leu, Lucie und Frau Marie Salander. Sie können dem Leid nicht entgehen, aber sie können es zu einem fruchtbaren Gut umwandeln, wie wir das in Kellers Verhältnis zu den Frauen gesehen haben. Der Dichter darf mit ihnen lächeln über die „Disharmonie des einzelnen – weiß er doch, daß gerade sie zur Harmonie des Ganzen führt. – Wenn er auch über das einzelne lächelt, er lächelt nur über seine individuelle Form, gleichzeitig aber bejaht er es ehrfürchtig, liebend, als Teil und Ausdruck des Ganzen" (Witkop).

Gewiß ist Keller auch witzig und an grotesken Scherzen fand er Gefallen im Leben und in der Dichtung. Aber gerade diese haben einen ethisch-symbolischen Charakter und werden nie um ihrer selbst willen gebracht, wie die Bestrafung der Kammacher und der bösen Brüder der armen Baronin. Nie kann der wahre Humorist ein Effekthascher und Scheinmensch sein, wie der wunderliche Kaplan im Grafenschloß des „Grünen Heinrich", der es fertig bringt, zugleich ein leidenschaftlicher Esser und Trinker, ein religiöser Idealist und ein noch größerer Humorist zu sein. Sein Idealismus besteht darin, „daß er gegenüber seinen Zuhörern (mit denen es der Dichter hält), welche alles Wirkliche und Geschehende, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt und darstellt, für ideal hielten, eben dieses Wirkliche und Gewordene materiellen und groben Mist oder Staub schalt und dagegen alles Niegesehene, Nichtbegriffene, Namenlose und Unaussprechliche ideal hieß; den Baumeister, dessen Kirchtürme zusammenfielen, pries er als einen tragisch gestellten Idealisten". Dieses

Mannes Humor besteht in einem „maßlosen Klappern und Feuerwerken mit Gegensätzen, Bildern und Gleichnissen". Er redet unablässig von seinem Humor. „Er las eifrigst alle humoristischen Schriften und alle, welche von Humor handelten," als ob Humor ergründet und erlernt werden könne, „und hatte ein ordentliches System über dies Feuchte, Flüssige, Ätherische, Weltumplätschernde, wie er es nannte, aufgebaut." Dabei hatte er aber im „Don Quixote" des Cervantes, dieses großen Humoristen, nur Sinn für die Prügeleien, Einseifungen und Prellereien aller Art.

Es ist verständlich, daß der Kellersche Humor nicht in allen Werken sich in gleicher Reife zeigt. Er konnte sich erst mit der menschlichen Vollendung des Dichters voll entfalten. In den frühen politischen Gedichten kann er schon wegen der Tendenz nicht zur Geltung kommen, denn jede parteiliche Tendenz ist dem Humor wesensfremd. Aber auch in der ersten Fassung des „Grünen Heinrich" ist er noch wenig ausgeprägt. Erst die Episoden, die bei der Umarbeitung eingefügt werden, zeigen ihn vollkommen, wie z. B. die von Zwiehan und Gilgus. Voll erblüht er in der zweiten Reihe der „Leute von Seldwyla", in den „Züricher Novellen", den „Legenden" und dem „Sinngedicht". Im „Martin Salander" findet er sich zwar in allem, was mit dem Familienleben der Frau Marie zusammenhängt, in schönster Vollendung, wo aber die politischen Fragen sein strenges Richtertum aufrufen, nimmt er eine satirische Schärfe an, die auf die gleiche Ironie in den politischen Frühgedichten zurückweist. Die innere Harmonie ist gestört, der innerste Glaube an die organische Entwicklung schwankend geworden. Nicht mehr das reine Wohlwollen, sondern die richtende Gerechtigkeit lenkt Erfindung und Feder.

IX

So spielt der Dichter in der Welt seiner Gestaltungen die Rolle, die er Gott als Knabe und Jüngling in der wirklichen zugewiesen hatte, die des gütigen und ver-

stehend lächelnden Schöpfers, der mit leichter Hand die Vorsehung zum gerechten Ausgleich lenkt. In der Wirklichkeit, das hatte ihn seine Erkenntnis mit Hilfe Feuerbachs gelehrt, gibt es keine solche aufgeklärte Weltmonarchie eines persönlichen Gottes, der doch nur ein Wunschbild ist gleich den süßen Frauenbildern, wie die bittere Erde sie nicht trägt (vergl. oben S. 47 und 141). Alle Jenseitsbilder, die er nun noch zeichnet, werden in konkreter Diesseitigkeit ausgemalt, wie ja auch die süßen Frauenbilder und ihre Erlebnisse Farben und Schicksalswandlungen aus der blühenden Wirklichkeit gewonnen haben. Sein unbeugsamer Wahrheitssinn verbot ihm, von der einmal gewonnenen Erkenntnis etwas abzulassen, um es sich dadurch in der Welt vielleicht bequemer zu machen, wie Heinrich Lang, das Urbild des Pfarrers von Schwanau, oder gar, wie Heine im „Romanzero", der es für klüger hält, zur Vorsicht doch seinen Frieden noch rechtzeitig mit dem lieben Herrgott zu machen. Da hält es Keller doch lieber mit dem Berner Bauern, der nur die Wahl kennt zwischen einem ihm gemäßen Gottesglauben und dem Atheismus, von dem er in der Gotthelf-Charakteristik spricht. Das äußere Bekenntnis einer Religionsgemeinschaft, der nicht der ganze Mensch mit seinem Denken und Fühlen angehört — denn nur so ist eine sittliche Bindung möglich, die nichts mit einem bestimmten Bekenntnis zu tun hat — ist ihm unwürdig. Der Kaplan auf dem Grafenschloß, den wir schon als Talmiidealisten und Talmihumoristen kennen, steht in dieser Hinsicht als Erzmaterialist auf derselben Stufe, wie der Pfarrer von Schwanau im „Verlorenen Lachen" mit seiner ästhetischen Scheinreligion, nur daß dieser schließlich seine „lasterhafte Torheit" noch einsieht: „Ich konnte nicht umhin, alles zu überdenken und zu prüfen, was ich leider mit Beziehung auf die sittliche Seite der Sache, in Ansehung des eigenen Herzens seit Jahren nicht mehr getan hatte." Wenn er allein ist, fühlt er „nicht den leisesten Trieb, des gekreuzigten Mannes zu gedenken, dessen

Namen mein Lebensberuf trug, und der mich ernährte
es fehlt „der leiseste Schauer eigener persönlicher Andacht
ja, wenn er einmal außerhalb des Berufes an ihn denk
so geschieht es mit dem „hochmütigen Sinn eines Schu
herrn, der sich etwa eines armen Teufels annimmt un
ihm im Vertrauen sagt: ‚Lieber, du machst mir viel Mühe!'

Für Keller ist die Kirche nicht nur existenzberechtig
sie ist sogar unentbehrlich für die Menschen, denen pe
sönliche Gestalten und kultische Sakramente mystische
religiöse Offenbarungen vermitteln, wie der Mehrza
des naiven Volkes. Aber „wenn die persönlichen G
stalten aus einer Religion hinweggegangen sind, so ve
fallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen". N
braucht das nicht das Schweigen des Todes und der Ve
nichtung zu sein, wie bei den platten Materialisten. Fü
die reif gewordenen Kinder des reinen Humanismus, w
Jukundus, der Kellers religiöses Bekenntnis am reinste
ausspricht, ist „diese Stille und Ruhe nicht der Tod, son
dern das Leben, das fortblüht und leuchtet, wie diese
Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hin
durch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kom
men werden". Er hält es mit Faust:

> Das Drüben kann wenig mich kümmern;
> Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
> Die andre mag danach entstehn.
> Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
> Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
> Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
> Dann mag, was will und kann, geschehn.

Guten Gewissens und ungeteilt, ohne Widerspruch vo
Kopf und Herz, Wissen und Gemüt, gilt es forzuschreiten
„Denn wir müssen als ganze unteilbare Leute in da
Gericht, das uns alle ereilt!" Ein strenges positive
Christentum ist ihm lieber, „als gar nichts, und mit einen
Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen ver
ehrt, ist (sittlich) mehr anzufangen, als mit einem, de
weder an die Menschen noch an die Götter glaubt. W
reine Humanität fehlt, muß die Religiosität das Feh

lende ersetzen; wenn sie nur erwärmt und erhebt". Was soll der einfache, an seine konkreten Gestalten sich haltende und in den geoffenbarten Wahrheiten glückliche Mensch mit der ästhetischen Kompromißreligion anfangen, in der alles nur Gleichnisse sind, die die Dinge verschleiern, statt sie klarzumachen? Die Frau Weidelich im „Salander" hört sich die „gebildeten" Predigten an um der Reputation ihrer Söhne willen. Aber „wenn sie dann auf den Kanzeln von dem lieben Gott reden, der keine Seine habe und uns persönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewissen Gotteskindschaft dicktun sollen, so lasse ich es dabei bewandt sein und bete dafür das Vaterunser desto andächtiger mit!" In der Sterbestunde aber wenden sich die an der Nase geführten Gläubigen von den Geistlichen ab, die ihnen Steine statt Brot gegeben haben.

Mit Wissenschaft hat eben Religion nichts zu tun. Sie rationalisiert und verdirbt daher das eigentliche Wesen der Religion, die nicht lehrbar ist, sondern erlebt werden muß. Es müßte erstrebt werden, „daß wir nicht immer von neuem anfangen, Lehrämter über das zu errichten, was keiner den andern lehren kann, wenn er ehrlich und wahr sein will, und diese Ämter denen zu übertragen, welche die Hände danach ausstrecken".

Jede mehr oder minder gewaltsame Beeinflussung ist vom Übel und so religionsfeindlich wie möglich, sei sie nun inquisitionsmäßig wie bei Gotthelf, dem ein moralisches Scheiterhäufchen in Religionsfragen nicht fremd ist, oder sei sie nur das, was er „Behirtung" nennt und überall ablehnt, wo es ihm begegnet, nicht zum wenigsten auch bei den Anhängern und Fanatikern des Feuerbachschen Atheismus. Die Gestalt des Gilgus im „Grünen Heinrich" ist eine Karikatur dieser seltsamen Heiligen. Am wenigsten aber hat der das Recht der Behirtung, der selbst nicht innerlich religiös geklärt ist, wie der Pfarrer von Schwanau. „Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer be-

hirten wollen," muß Jukundus für seinen Schöpfer bekennen. Im Sektierertum verwirrt sich dieser Drang nach dem Erlebnis in denen, die ihm nicht gewachsen sind, in Aberglauben und Tollheit bis zur Unsittlichkeit, und eine gewaltsame Behirtung sucht sich durch Gefährten zu decken. Das ist in der „Ursula" gezeigt und gestaltet. „Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich auftun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgeistern des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor." Bei den pietistischen Frauen sucht Justine lebendige Frömmigkeit, zu ihrem Erstaunen aber muß sie bemerken, daß ihre Lehre für sie kalt und tot bleibt und nur für jene mit dem Erlebnis wirklich verbunden ist. Hier wie sonst, z. B. im „Grünen Heinrich", in des Helden tiefster Not, hat er die Gebetswirkung als psychologisches Problem behandelt.

Auch die Unsterblichkeit, so klar er sie für sich ablehnt, ist eine Frage des Glaubens, d. h. letzthin individueller seelischer Bedürfnisse und Erfahrungen. In dem Gedicht „Rosenglaube" hat er mit Benutzung eines Fontenelleschen Wortes, wie Leitzmann gezeigt hat, diese Erkenntnis in reizvoller Symbolik ausgesprochen:

Die Rose, die Rose, sie duftet so hold,
Ihr dünkt so unendlich der Morgen!
Sie blüht dem ergrauenden Gärtner zum Sold,
Der schaut sie mit ahnenden Sorgen.
Der gestern des eigenen Lenzes noch pflag,
Sieht heut schon die Blüte verdorben —
Doch seit eine Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gärtner gestorben.

Es hat eine tiefe Bedeutung, daß die Frauen seiner Dichtung alle Grade des Glaubens und alle Formen des Bekenntnisses vertreten. Die Frau ist ja das naturhafte Wesen, das seinem Bedürfnis unbekümmerter nachlebt als der Mann. Da haben wir die überzeugte Calvinistin (Anna), die Herrnhuterin (Afra), die Katholikin (Agnes), die Indifferenten, wie Judith, die Konvertitinnen, Pie-

stinnen, Sektiererinnen bis zu den mit den Helden zum einen Humanismus erlebnismäßig Aufgeläuterten. Aber auch die Völker entscheiden sich, wenn sie frei sind und handeln können, bedürfnismäßig und nicht nach Einsichten für ihre Religionen, durch Anlage und Tradition gleichmäßig geleitet. Das ist der große Irrtum des sonst so sympathisch gezeichneten Zwingli in „Ursula", daß er glaubt, er könne mit Gewalt und der Überzeugungskraft des Evangeliums die Katholiken gewinnen. Auch er weiß nicht, was Keller so natürlich erscheint, „daß ein Volk aus dem gleichen Grunde eine Religions- oder Staatsänderung abweisen kann, aus welchem eine Weibsperson ein für allemal einen Freier verwirft".

Auch in ihm selbst war das Bedürfnis seiner Jugend nie völlig auszurotten und oft genug ertappt er sich auf der Suche nach dem Walten des „Herrn des Lebens". Dann zieht er sich als auf der Weisheit letzten Schluß im Bewußtsein seines unbedingten guten Willens zurück auf die Mahnung seines Jukundus: „Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und feierlich still halten können?"

Wir sind mit unserem Seelenbilde zu Ende. Wir haben gesehen, weshalb und wie Keller das werden mußte, was er ist: der Prophet des wesentlichen Menschen, der Wirklichkeit und Diesseitigkeit, des Organischen; der ursprüngliche und selbständige Epiker, der doch überall an große Traditionen anschließt; der klassische Meister des vergeistigten Realismus und der soziale Mensch, ausgeprägtester Individualist als Künstler und doch Gemeinschaftsmensch edelster Art und, worin alles liegt: der große, tiefe Humorist.

Namen- und Sachregister

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen)

Aarau 27.
Abt, Franz 37.
Adresse des Bundesrats zum 70. Geburtstag 108—109.
Afra 160.
Aglaja 52.
Agnes 160.
Alkohol 122.
Ambach, Kätter 57, 142.
Angelus Silesius 49.
Anna 17, 31, 145, 160.
Ariost 18.
Arnim, Bettina von 56
Assing, Ludmilla von 58, 71, 75, 78, 83, 89, 141.
Atheismus 38, 44, 48, 49, 91, 157, 159; s. a. Gottesglaube, Religion.
Auerbach, Berthold 52, 98.

Babo, J. 14.
Bachmayr, J. N. 57.
Bächtold, Jakob 4, 28, 37, 90, 100, 101, 102 ff., 108, 110, 136, 140.
Bakunin 28.
Balzac 112, 113.
Basel 147.
Basler Nachrichten 96
Bauer, Bruno 38
Bauernfeld, Eduard 14.
Baumgartner, W. Edm. 37, 42, 51, 71, 75, 93, 108, 110, 130, 149.
Bendel, Hans 22.
Berlin 11, 25, 34, 37, 54 ff., 65, 68, 69, 70, 72, 73, 96, 131, 150.
Berliner Posse 69.
Bern 9, 18, 80, 84, 103, 147, 157.
„Berner Bund" 103.
Berner Oberland 103.
Bildnisse Kellers 107.
Blätter für literarische Unterhaltung 44.
Bleichrodt 21.
Bleuler, Salomon 91, 92.
Böcklin, Arnold 106 ff., 140.
Böhme, Jakob 49.
Bolley, Pompejus 73.
Bollier 40.
Bourbakis Armee 96.
Brahms, Johannes 101.
Brentano, Clemens 35.
Bülach 88, 92.
Bülow, Hans von 78.
Bundesversammlung in Bern 84.
Bündner Kalender 30.
Bünzlin, Züs 134.
Burckhardt, Jakob 73.
Bürgi, Schreinermeister 12, 26.
Bürgli 99, 105.

Calderon 14.
Cervantes 14, 156.
Christentum 133, 157, 158; s. a. Kirche, Gottesglaube, Religion.
Constitutionelle Zeitung 57.
Cornelius, Peter 25
Corot 24.

ttasche Verlagsbuchhandlung 72, 74, 88, 106.
irbet 24.

u, P. A. B., 14.
ewin 50.
mokratie 42, 44, 86 ff., 91 ff., 115, 132, 146; s. a. Soziales Gemeingefühl — Schweiz.
nis 21.
utsche Rundschau 59.
utschtum 95 ff, 133, 149.
ckens 112, 113.
derot 19, 21.
lthey, Karl 98, 123, 140.
istelfink 33.
on Quixote s. Cervantes.
öffekel, Eduard 37
ostojewski 112, 113.
rama, Dramatiker 41, 54, 68, 69, 75, 153; s. a. Kellers Werke: Dramatische Jugendversuche — Theater.
resden 41, 54, 66, 68, 73.
ubs, Jakob 66, 83, 86.
uncker, Franz 58, 65, 69.
uncker, Lina, geb. Tendering 59, 60, 62, 63, 65, 68, 71, 78, 82, 141.
uncker, Max 58.
ürerfest in München 21.
üsseldorf 54.

Ebner-Eschenbach 136.
Egli 15
Eglisau 17.
Egloff, Elise, s. Henle.
Ehrendoktorat 98.
Eichendorff 28.
Eidgenössische Zeitung 84.
Einsamkeit 16, 23, 98, 106, 120, 125, 127, 140.
Engadin 103.
Epos, Epiker, episch 70, 112, 113, 124.
Erikson 25, 151.
Erlangen 51.
Ermatinger 4, 61, 121.
Erziehung 9, 13, 90, 108, 116, 129; s. a. Schule.
Escher, Alfred 18, 39, 40, 66, 83, 86, 92, 93, 98, 101.
Ethik 47, 48, 49, 51, 82, 113 ff., 116, 120, 129, 132.
Exner, Adolf 98, 99, 100.
Exner, Marie, s. Frisch.

Falätscher, Butz 134.
Familie 131, 132.
Fanatismus 130.
Fénelon 14, 78.
Festdichtung 105, 153; s. a. Volksfeste.
Feuerbach, Ludwig 38, 42, 43 ff., 82, 130, 133, 157, 159.
Flocon 78.
Floerke 106.
Florian 14.
Flötenwunder 23.
Follen, A. L. 27, 37, 38, 43, 115.
Fontane 56.
Fontenelle 160.
Forrer, Ludwig 92.
Frankreich 85 ff., 96, 97.
Franz, Robert 77.
Frauen 31, 35, 36, 57, 117, 123, 133, 140, 141 ff., 155, 157, 160, 161; s. a. Assing, Duncker, Frisch, Kapp, Rieter, Scheidegger, Schulz, Tendering.
Frauenfeld 21.
Freiheit 43, 80, 82, 113, 136, 147; s. a. Politik, Schweiz, Demokratie.
Freiligrath, Ferdinand 27, 28, 32, 54, 85, 132.
Freiligrath, Ida 32.
Freischütz 14.
Freitagszeitung 89.
Frey, Adolf 100, 103.
Frey, Jakob 103.
Frey, Regula, s. Scheuchzer.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 25, 83.
Fries, Bernhard 41, 51, 98.

Frisch, Marie von, geb. Exner 98, 100, 123, 140.
Fröbel, Julius 14, 28.
Fröhlich 37.

Geburtstag, fünfzigster 98.
— sechzigster 103.
— siebzigster 105, 107;
s. a. Adresse.
Geibel, Emanuel 56, 57.
Geiser, J. C. 98.
Geistlichkeit 91,
s. a. Kirche, Religion.
Gemeinschaft 48, 82, 113, 119, 132, 137, 138, 146, 147, 149, 150, 152, 153, 161;
s. a. Volk, soziales Gemeingefühl.
Geßner, Salomon 21, 126.
Gilgus, Peter 114, 156, 159.
Glattfelden 7, 16, 17, 28, 37, 71, 135.
Goethe 10, 12, 13, 14, 19, 21, 56, 58, 68, 128, 129.
Faust 14, 158.
Goethe, Cornelia 12.
Goethes Eltern 10, 12.
Göschensche Verlagsbuchhandlung 105.
Gottesglaube 38, 42 f., 156, 157 ff., 159, 161;
s. a. Atheismus, Jesus, Religion.
Gotthelf, Jeremias 31, 129, 148, 153, 157, 159;
s. a. Gotthelf-Aufsätze unter den Werken.
Gottschall, Rudolf von 57.
Graf im Grünen Heinrich, siehe W...berg.
Graubünden 37.
Grillparzer 14, 125.
Grimm, Brüder 56.
Grimminger 36.
Gritli 155.
Grün, Anastasius 115.
Guizot 14.
Gusserow 96.
Gutzkow 54.
Gyr, Hansli 148.

Habersaat 18, 127.
Hagenbuch 98.
Haller, Albrecht von 108.
Hasenclever, Joh. Peter 54.
Hatzfeld, Gräfin 89.
Hauff, W. 28.
Häusser, Fr. L. 41.
Hebbel, 57, 68, 99, 146.
Hediger, Karl 137.
Hegar, Friedrich 78.
Hegel 43 ff.
Hegelianer 38, 43,
s. a. „Ichel" Neu(Jung)hegelianer;
Hegi, Salomon 22, 29, 31, 32.
Heidel, Hermann 57.
Heidelberg 41, 42, 44, 45, 48, 49, 51, 54, 58, 73, 96, 131.
Heimatgefühl 125, 131, 134, 139;
s. a. Schweiz, Vaterland, Volkstum.
Heine 69/70, 157.
Heinzen, P. 38, 39, 43, 44.
Helvetia (Studentenverbindung) 88.
Henle, Jakob 42.
Henle, Elise, geb. Egloff 42.
Hertz, Wilhelm 105, 106.
Herwegh 27, 32, 42, 89, 115.
Herwegh, Frau des Vorigen 77.
Hettner, Hermann 41, 43, 52, 53, 55, 56, 57, 61, 65, 66, 68, 71, 72, 74, 75, 78, 140.
Heusser, Christian 66.
Heyse, Paul 56, 57, 78, 98, 101, 103, 104, 106, 128, 136, 140.
Hippel 19.
Hitzig, Ferdinand 40.
Hochdorf, Max 4, 126, 145.
Hoffmann, E. T. A. 35.
Hoffmann von Fallersleben 27, 52.
Holtei, Karl 14.
Homer 18.
Hottingen 27, 32, 105.
Hotz, Familie 12.
Humboldt, Alexander von 56.
Humor 58, 102, 105, 153 ff., 157, 161.

Ichel (= radikale Junghegelianer) 38.

Idealismus 46, 47, 82, 155.
Individualismus 146, 147, 150, 161.
Individualität 113.
Industrialisierung 83.
Irminger 36.
Italien 85.

Jakoblein, Vater 12, 127.
Jean Paul 20, 28, 154.
Jena 41.
Jesus 43, 157, 158;
s. a. Gottesglaube, Religion.
Judenfrage 91.
Judith 17, 139, 160.
Jukundus 148, 152, 158, 160, 161.
Justina 148, 160.
Juvenal 48.

Kahns, John 133.
Kapitalismus 83, 84.
Kaplan (im Gr. Heinrich) 155, 157.
Kapp, Christian, 51.
Kapp, Johanna 52 ff., 124, 125, 142, 143.
Keller, Werke:
Gesamtausgabe 106, 107.
Nachgelassene Schriften und Dichtungen hrsgeg. von Bächtold (1893) 37.
Autobiographisches 12, 13, 16, 20, 30/31, 111.
Briefe 19, 20, 31, 32, 41, 52, 58, 61, 64, 67, 68, 98, 99, 101, 103, 104 ff., 106, 111, 114, 123, 125, 129.
Briefstellen 11, 33, 34, 35, 38, 42, 51, 53, 57, 63, 65, 70, 71, 72, 73, 75, 77, 79, 82, 83, 84, 85, 93, 100, 114, 118, 130, 135.
Reise nach Graubünden (Schilderung in der Neuen Züricher Zeitung 1869) 37.
Selbstbiographie 111.
Sommerferien 1832 16. 28.
Tagebuch (1843) 18, 28, 29, 31, 36, 119, 135.
Traumbuch (1847) 141.
Der grüne Heinrich 8, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 25, 26, 29, 31, 42, 43, 49, 58, 60, 61, 63, 64, 65, 66, 68, 69, 99, 105, 114, 115, 116, 119, 121, 123, 125, 127, 128, 131, 133, 136, 137, 139, 144, 145, 150, 151, 152, 155, 156, 157, 159, 160.
Die Leute von Seldwyla 40, 65, 69, 82, 99, 114, 116, 124, 134, 137, 156.
Pankraz der Schmoller 10, 63, 64, 116, 124, 141, 155.
Romeo und Julia auf dem Dorfe 120, 126.
Frau Regel Amrain 10, 17, 116, 134, 142.
Die drei gerechten Kammacher 77, 116, 126, 134, 155.
Spiegel das Kätzchen 12, 30, 64.
Kleider machen Leute 30, 122, 154.
Der Schmied seines Glückes 133.
Die mißbrauchten Liebesbriefe 57. 133, 142.
Dietegen 99, 148.
Das verlorene Lachen 12, 39, 115, 133, 138, 148, 152, 157, 159.
Züricher Novellen 3, 69, 101, 105, 107, 114, 116, 149, 156.
Hadlaub 17.
Der Narr auf Manegg 134, 149.
Der Landvogt von Greifensee 17, 32, 33, 52, 53, 114, 123, 145, 148, 155.
Das Fähnlein der sieben Aufrechten 10, 12, 26, 72. 98, 126, 137.
Ursula 148, 160, 161.
Sieben Legenden 69, 99, 116, 127, 156.
Der schlimm-heilige Vitalis 63, 123.
Tanzlegendchen 51.
Das Sinngedicht 32, 33, 42, 69, 105, 116, 141, 155, 156.
Galathea-Novellen 65, 69.

Martin Salander 92, 95, 105, 106, 114, 116, 126, 131, 138, 140, 153, 155, 156, 159.
Frühe novellist. Arbeiten:
Die Freveltat 28.
Eine Nacht auf dem Uto 20,28,29.
Phantasien eines Redakteurs in den Hundstagen 29.
Reisetage 29, 30.
Der Selbstmörder 28.
Die mißlungene Vergiftung 30.
Nachgelassene Novellen:
Der Wahltag 87.
Skizzenbücher 151.
Gedichte (allgemein) 11, 18, 32, 38, 55, 62, 67, 80 ff., 97, 105, 106, 107, 111, 117, 125, 127, 135, 136, 137, 139, 156, 160.
Festlieder 78, 105, 153.
Liebeslieder 18, 31, 62, 124, 135.
Politische Gedichte 30, 80, 81, 84, 105, 120, 156.
Gedichte im „Deutschen Taschenbuch" 1845/46 30.
Gedichte (1846) 37, 38, 44, 54, 135, 156.
Neuere Gedichte (1851) 58, 65.
Gedichte (1883) 69, 105.
Alte Weisen 127.
An die Ilchel, Sonette 38, 44.
Der Apotheker von Chamounix 29, 69, 72.
Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen 137.
Das neue glückhafte Schiff 80.
Denker und Dichter 127.
Der Schulgenosse 17.
Der Traube Saft behagt dem Mund 80.
Ein Festzug in Zürich 78.
Eröffnungslied am eidgenössischen Sängerfest 1858 84.
Föhrenwaldlied 137.
Heißt ein Haus zum Schweizerdegen 80.
Jung gewohnt alt getan 11.
Kleine Passion 136.
Mühlenromantik 55.
Napoleons Adler 88.
O mein Heimatland! o mein Vaterland! 37, 106, 110, 149.
Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859 80
Rosenglaube 160.
Siebenundzwanzig Liebeslieder 124.
Spielmannslied 125.
Trinklied 78.
Waffensegen 78.
Waldlieder 137.
Wandersegen 32.
Dramatische Jugendversuche:
Der Gang nach dem Eisenhammer 14.
Der Tod Albrechts des römischen Kaisers 14.
Hexenbund 13.
Literarisches und Politisches 28, 40, 44, 71, 84, 88, 94 ff., 96.
Am Mythenstein 72, 73.
An die Wahlmänner des Kantons Zürich (Okt. 1860) 86 ff.
Anzeige von Fr. Th. Vischers Neuen Kritischen Gängen 74.
Aufsatz zum 80. Geburtstag Fr. Th. Vischers 74.
Besprechung von Bachmanns „Trank der Vergessenheit" 57.
Besprechung von Ruges Gesammelten Schriften 44.
Bettagsmandate 90 ff., 114.
Erklärung in den Basler Nachrichten zum Trinkspruch bei der Abschiedsfeier von Prof. Gusserow, März 1872 96.
Geschichte der schweizerischen Helvetik 72.
Gotthelf-Aufsätze 65, 157.
Kneipzeitungsbeiträge 22, 29.
Parabel (für „In Sturm und Not") 122.

ler, Eduard 17.
ler, Elisabeth (des Dichters Mut-
er) 7, 10 ff., 18, 19, 24, 37, 63,
4, 66 ff., 70, 71, 88, 97, 140.
ler, Henriette 17, 31.
ler, Johann Rudolf (Vater des
Dichters) 7 ff.
ler, Judith 17.
ler, Karl 78.
ler, Karoline 17.
ler, Luise 17.
ler, Regula (Schwester des Dich-
ers) 10, 12, 18, 19, 37, 70, 84,
01, 105, 107.
ikel, Gottfried 98, 132.
che 43, 91, 158, 159;
. a. Religion.
chner, Theodor 78.
zling, Richard 102.
eist, Heinrich v. 14, 136.
igges „Umgang mit Menschen" 21.
chly, Hermann 73.
chly (Frau des Vorigen) 77, 78.
ller, Rudolf 71, 103.
In 54, 72.
nstanz 21.
ster, Christian 41.
tzebue, A. v. 14.
ieg 1870/71 95.
igler, Franz 56, 57.
th, Emil 99, 118, 141.
inst, Künstlertum 26, 37, 49, 50,
70, 71, 74, 75, 88, 101, 104, 111,
118 ff., 123, 125, 127, 146, 150,
151, 152, 161.

ignau (im Emmental) 97.
andbote", Der 26, 71, 91, 95.
ndolt, Salomon (die historische
Persönlichkeit) 8, 17,
ndschaft 113, 121, 131, 137 ff.
ndshut i. B. 43.
ng, Heinrich 157.
nge, Fr. Albert 92.
ssalle, Ferdinand 89.
e 16.
emann, Rudolf 22.
Leichenbegängnis Kellers 109 ff.
Leitzmann, Albert 160.
Lepsius, Richard 56.
Lessing 14, 68.
Leu, Figura 32, 52, 53, 142, 155.
Leuthold, Heinrich 94, 102, 127.
Lewald, Fanny 55, 56, 57, 78, 142.
Liberalismus 43, 82, 92, 132.
Lindau, Paul 111. .
Lindau am Bodensee 21.
Linggsche Truppe 14.
Liszt, Franz 77.
Locher, Friedrich 92.
Lorn, Gebrüder 18.
Löwig 15, 40, 42.
Lucie 32, 33, 141, 142, 155.
Ludwig I. von Bayern 21.
Lügengeschichten 33, 127, 139.
Luzern 27, 103.
Lydia 64, 65, 143.
Lys 25, 144, 151.

Malerei 18, 19, 21, 23, 24, 25, 29,
41, 51, 98, 106, 118, 120, 121, 126.
Manesse, Ital 134.
Margret, Frau 12, 127.
Mariafeld bei Meilen 78.
Marianne 123, 145.
Masse 47, 93, 147.
Materialismus 42, 46, 47, 50, 92,
157, 158.
Max, Kronprinz von Bayern 23.
Meierlein 13.
„Meise, Die" 100, 103.
Melos, Marie 32, 143.
Memmingen 21.
Menschentum 42, 45 ff, 112, 116,
132, 134, 139, 161.
Menzel, Adolf 56, 123.
Meretlein 13.
Methfessel, Albert 78.
Metternich, Fürst 27.
Meyer, Conrad Ferd. 79, 95, 96,
103, 108, 118, 124, 131, 148.
Meyer, Joh. Heinr. („Meierlein") 13.
Meyer, Joh. Ludwig 15, 116.
Meyer, Rudolf 18, 19, 24, 128.

Mignet 14.
Millet 24.
Moleschott 52, 73.
Mondsee bei Salzburg 99.
Morel, Karl 71.
Morgenblatt (Stuttgarter) 72.
Mörike 104, 115, 136.
Müller, Albert 102.
Müller, Johann 19, 20, 21, 29, 114.
Müller, Joh. Georg 22.
Müller von Königswinter, Wolfgang 54, 72.
München 11, 21, 23, 24, 25, 27, 29, 41, 53, 54, 72, 96, 98, 103, 127, 150, 152.
Münchhausen (der Lügenbaron) 136.
Mütterlichkeit 103.
Mystik 49, 50,

Napoleon III. 85, 88.
Nationalität, Nationalismus 96, 147, 149;
s. a. Volk, Volkstum.
Nationalzeitung 58.
Natur 28, 45 ff., 117, 120, 128, 135ff.;
s. a. Landschaft, Tierwelt.
Nestroy 14.
Neuenburger Handel 83 ff.
Neu(Jung-)hegelianer 38, 45.
Neumünster 111.
Nizza 85.

Optimismus 120.
Orelli-Breitinger, Konrad 32.
Orelli (Frau d. Vorigen) 32, 35, 37, 57.
Orelli, Heinrich von 57.
Originalität 132.

Palleske, Emil 57.
Paulus, H. E. G. 43, 45.
Petersen, Wilhelm 103 ff., 154.
Pfarrer von Schwanau 133, 152, 157, 159.
Phantasie 122, 126, 127 ff., 140, 143.
Philosophische Fragen s. Weltanschauung.
Pietsch, Ludwig 58, 60.
Pineiß 12, 116.
Platen, Aug., Graf v. 69.

Pniower, Otto 69, 70.
Politik 30, 31, 39, 72, 85 ff., 91 ff., 96, 120, 130, 146, 147;
s. a. Demokratie, Revolution, Schweiz.
Polytechnikum in Zürich 66, 72, 73, 102.
Preußen 44, 83;
s. a. Berlin, Deutschtum.
Puppentheater 13, 14.

Raimund, Ferd. 14.
Ranke, Leopold v. 56.
Raumer, Friedrich v. 56.
Raupach, Ernst 14.
Realismus 161.
Regina 42.
Relativismus 147.
Religion, Religiosität 20, 43 ff., 115, 129, 146, 150, 152, 157, 158, 160, 161;
s. a. Atheismus, Christentum, Feuerbach, Gott, Jesus, Kirche, Mystik, Unsterblichkeit.
Repräsentativsystem 148.
„Republikaner, Der" 26.
Revolution 1848 39/40, 54.
Rhein 54.
Richterswyl 17.
Rieter, Luise 32, 33—35, 37, 52, 110, 140, 142, 143.
Rietschel, Ernst 77
Rigi 103.
Ring, Max 57.
Rittmeyer, Emil 22, 29, 103.
Rodenberg, Julius 55, 57, 60, 107
Romantik 25, 43, 50, 55, 127, 128, 130, 154.
Römer (im „Gr. Heinrich") 18, 128
Rordorf, Schuhmachermeister 13.
Rordorf, Kaspar 13.
Rorschach 21.
Roß, Graf 59, 60.
Roth, Abraham 94.
Rousseau 19.
Ruff, Joh. 32, 36.
Ruge, Arnold 38, 44.
Rüstow, Oberst 89.

alzburg 99.
t. Gallen 37.
avoyer Handel (1860) 85 ff.
ayn-Wittgenstein s. Wittgenstein.
chäfer, Wilhelm 107.
chaufelberger, Schreiner 12, 13, 26.
cheidegger, Luise 97.
chelling 51.
cherenberg, Chr. Fr. 56, 57, 140.
cherer, Wilhelm 101.
cherr, Johannes 98.
cheuchzer, Fritz 92.
cheuchzer, Heinrich 10, 17, 24, 71.
cheuchzer, Regula geb. Frey 17.
cheuchzer, Elisabeth, s. Keller, Elis.
chiller 13, 14, 48, 68, 80.
chinz, Frau Dekan 24.
chlegel, Friedrich 20, 118, 119.
chleswig 104.
chlivian 63.
chlosser, Friedrich Christoph 41.
chnyder, Xaver 37.
chönfund, Dortchen 60, 64, 65, 142, 143, 145.
chopenhauer, Arthur 48.
chule 9, 13, 14 ff., 93; s. a. Erziehung.
chultheß 14.
chulz, Karoline 32, 64.
chulz, Wilh. 27, 28, 32, 38, 42, 64, 71.
chumann, Klara 78.
chwarz-Wasserstelz 17.
chweiz. Nationale, politische und wirtschaftliche Verhältnisse 9, 27, 31, 82 ff., 91, 96, 132, 147; s. a. Verfassungskämpfe.
chweizer Gesellschaft (in München) 22, 26, 28.
chweizerische Nationalliteratur 148, 149.
chweizertum 7, 148, 149, 153.
echseläuten 1856 78.
eelisberg 107.
égur 14.
emper, Gottfried 73, 74, 99.
ektierertum 160; s. a. Religion.
hakespeare 14, 68.
ieber, Kaspar 92.
ismondi 14.
„Sonntagspost" (Berner) 94.
oziales Gemeingefühl, soziale Probleme, Sozialpolitik 26, 27, 30, 47, 119, 121, 139, 146, 150, 153, 161; s. a. Demokratie, Gemeinschaft, Politik, Schweiz.
pillmann, Joh. Rudolf 17, 180.
pinoza 41.
pitteler, Carl 103, 104.
taat 129, 130, 132, 139; s. a. Politik, Schweiz, Vaterland, Volkstum.
taatsschreiberamt 88 ff., 99, 118, 120, 146, 150, 152.
tadler, August 102, 107.
tahr, Adolf 56, 78.
tämpfli 86.
tauffer-Bern, Karl 107.
teiger, Peter 18, 127.
teinhaus 88.
tern, Adolf 101.
tiefel, Julius 102, 110.
tockhausen, Julius 78.
toeßl, Otto 102, 154.
torm, Theodor 56, 99, 103, 104, 125, 135, 140.
törteler, Diggi 133.
trabo (Kneipname Kellers) 22.
trapinski 122, 154.
traßburg i. E. 96.
trauß, David Friedrich 27, 43, 44, 50.
üffert, Karl Eduard 22.
ulzer, E. 40.
ulzer, J. J. 91, 92.
ymbol 128, 155, 160.

Tellskapelle 103.
Temperament 121, 123, 140.
Tendering, Betty 60 ff., 142, 143.
Testament Kellers 109.
Thaleck 105.
Theater 13, 14, 54, 56, 58, 68, 69; s. a. Drama.
Thomann 36.

Tieck, Ludwig 28, 29.
Tierwelt 135 ff.
Toleranz 130.
Tornow, Robert 59.
Träume 128 ff., 141.
Treichler 93, 94.
„Tunnel über der Spree" 56.

Uhland 115.
Unsterblichkeitsglauben 38, 39, 43 ff., 160;
s. a. Gottesglaube, Religion.
Urfeindschaft der Geschlechter 142;
s. a. Frauen.
Uster 86, 92.
Usteri 126.
Utiliberg 20, 28, 29, 100.

Varnhagen von Ense 54, 56, 58, 78, 140.
Vaterlandsliebe 30;
s. a. Volk, Volkstum, Schweiz, Schweizertum, Deutschtum.
Verfassungskämpfe im Kanton Zürich 27, 91 ff.
Vieweg, Verlagsbuchhandlung 121.
Viktor Emanuel, König v. Italien 85.
Vischer, Fr. Th. 66, 73, 74, 101.
Volk, Volkstum 92 ff., 130, 131, 132, 146, 147, 148, 149, 150, 153;
s. a. Deutschtum, Nationalität, Schweizertum.
Volksfeste 78 ff., 153.
Volkskunst 153.
Volkszeitung (Berlin) 59.
Voltaire 14.

W...berg, Graf 21, 49, 60, 114.
Wagner, Cosima 78.
Wagner, Richard 74 ff.
Wahrheit 130.
Waiblinger, Wilhelm 73.
Wald 137 ff.
Wallis 103.
Wassali, Friedr. 30.
Weber, Hans 98, 107.
Weber, Lukas 36.
Weidelichs 114, 136, 138, 159.
Weiß-Wasserstelz 17.
Weltanschauungsfragen 20, 31, 42 bis 51, 130 ff., 133, 146, 153 ff.;
s. a. Ethik, Religion.
Werdemüller, J. C. 22.
Wesendonck, Mathilde u. Otto 77, 78.
Wetzel, Jakob 18.
Widmann, Adolf 57.
Widmann, Jos. Viktor 103, 108.
Wien 98, 99.
Wiener Kongreß 85.
Wildenbruch, Ernst von 101.
Wille, François und Elisa 78, 101.
Windelband 43.
Winkelriedfonds 109.
Winterthur 78, 91, 92, 94.
Winterthurer Zeitung 94.
Witkop, Ph. 155.
Wittgenstein, Fürstin 77, 80.
Wohlwends 114.
Wuhrmann, Konrad 13.
Wydler, Ferdinand 22.

Zauberflöte 14.
Zeitung, Allgemeine 26, 74.
Zendelwald 127.
Ziegler, F. W. 14.
Ziegler, Gottlieb 92.
Zimmermann, Joh. Heinr. 19.
Zola 145.
Zschokke 9.
Zürich 7, 9, 12, 17, 18, 24, 27, 32, 36, 37, 40, 41, 42, 63, 65, 66, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 77, 78, 82, 86, 89, 90, 91, 92, 95, 96, 98, 99, 102, 104, 106, 107, 108, 109, 132, 138, 147, 149, 150.
Züricher Zeitung, Neue 37.
Zweig, Stefan 112.
Zwiehan, Albertus 114, 133, 156.
Zwingli 161.

Literaturverzeichnis

aus Reclams Universal-Bibliothek*)

Orlando furioso rasender Roland. 2393–96. 2397–2400.

Auerbach, Berthold, Barfüßele. 5491–93. — Diethelm von Buchenberg. 5508–10. — Frau Profeſſorin. 5646/47. – Joſeph im Schnee. 5528/29.

Balzac, Die Blutrache. – Das Haus zur ballſpielenden Katze. – Die Mundtoterklärung. 1895/96 a. — Chagrinleder. 2441–43 a. — Die Chouans. 1426–29 a. — Die Frau von 30 Jahren. 1963/64 a. — Honorine. – Oberſt Chabert. 2107/8. – Mercadet. 631. — Vater Goriot. 2268–70 a.

Brentano, Clemens, Geſchichte vom braven Kaſperl ꝛc. 411. — Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia. 450.

Bürger, Münchhauſens Abenteuer. 121/21 a.

Calderon, Dame Kobold. 6107. — Das Leben ein Traum. 65. — Der Arzt ſeiner Ehre. 590. — Der Richter von Zalamea. 1425. — Der ſtandhafte Prinz. 1182. — Der wundertätige Magus. 4112. — Die Andacht zum Kreuze. 999. — Das laute Geheimnis. 6227.

Cervantes, Don Quijote. 821–25 a, 826–30 a.

Darwin, Die Abſtammung des Menſchen. 3216–20 a–c. 3221–25 a, b. – Entſtehung d. Arten. 3071–76 a–d.

Dickens, David Copperfield. 1561–1564 a, b, 1565–68 a, b. — Dombey & Sohn. 3476–80, 3481–85. — Harte Zeiten. 1308–10. — Heimchen am Herde. 865. — Kampf des Lebens. 960. — Klein Dorrit. 4076–80, 4081–85. — Londoner Skizzen. 1157–60 a, b. — Martin Chuzzlewit. 1771–74, 1775–78. — Oliver Twiſt. 593–96 a. — Nik. Nickelby. 1271–74, 1275–78. — Pickwickier. 981–83 a, b, 984–86 a, b. — Die Silveſterglocken. 806. — Verwünſchte. 1469. — Der Weihnachtsabend. 788. — Zwei Städte. 891–94 a.

Doſtojewskij, Erzählungen. 2126. – Memoiren aus einem Totenhaus. 2647–49 a. — Schuld und Sühne. (Raskolnikow). 2481–85 a, b.

Eichendorff, Gedichte. 2351–53 a. – Aus dem Leben eines Taugenichts. 2354. — Das Marmorbild. — Schloß Dürande. 2365.

Fénelon, Erlebniſſe des Telemach. 1327–30.

Feuerbach, Das Weſen des Chriſtentums. 4571–75.

Freiligrath, Gedichte. 4911/12 a.

*) Näheres über Einbände und Preiſe enthält der neueſte Katalog.

Geibel, Brunhild. 5837. — Gedichte. 5731–33. — Echtes Gold wird klar im Feuer. 5774. — Meister Andrea. 5773. — Sophonisbe. 5767.

Goethe, Clavigo. 96. — Egmont. 75. — Faust. 1. u. 2. Tl. 1 u. 2/2 a. – Urfaust. 5273. — Geschwister. – Laune des Verliebten. 108. — Götz von Berlichingen. 71. Bühnenausg. 879. — Hermann und Dorothea. 55. — Jery und Bätely. 4651. — Iphigenie auf Tauris. 83. — Kampagne in Frankreich. 5808–10. — Mahomet. 122. — Die Mitschuldigen. 100. — Reineke Fuchs. 61/61 a. — Stella. 104. — Tancred. 139. — Die natürliche Tochter. 114. — Torquato Tasso. 88. — Werthers Leiden. 67/67 a.

Gotthelf, Ausgewählte Erzählungen. 2423. — Uli der Knecht. 2333–2335 a, b. — Uli der Pächter. 2672–75 a, b.

Grillparzer, Die Ahnfrau. 4377. — Der arme Spielmann. – Das Kloster bei Sendomir. 4430. — Ein Bruderzwist in Habsburg. 4393. – Ein treuer Diener seines Herrn. 4383. — Esther. – Hannibal und Scipio. 4392. — Gedichte. 4401/2. – Das goldene Vließ: I. Der Gastfreund. II. Die Argonauten. 4379. III. Medea. 4380. — Die Jüdin von Toledo. 4394. — König Ottokars Glück und Ende. 4382. — Libussa. 4391. — Des Meeres und der Liebe Wellen. 4384. — Sappho. 4378. — Der Traum, ein Leben. 4385. — Weh' dem, der lügt! 4381.

Grün, Anast., Gedichte. 4879/80. – Spaziergänge eines Wiener Poeten und andere Zeitgedichte. 5007.

Gutzkow, Uriel Acosta. 5051. — Der Königsleutnant. 5075. — Ausgewählte Novellen. 5079/80 a. — Urbild des Tartüffe. 5083. — Zopf und Schwert. 5061.

Hauff, Die Bettlerin vom Pont des Arts. 7. — Das Bild des Kaisers. 131. — Jud Süß. 22. — Lichtenstein. 85–87 a. — Der Mann im Monde. 147/48 a. — Märchen. 301–3 a. — Memoiren des Satan. 242–44. — Othello. 200. — Phantasien im Bremer Ratskeller. 44. – Die letzten Ritter von Marienburg. 159. — Die Sängerin. 179.

Hebbel, Agnes Bernauer. 4268. — Barbier Zitterlein. – Schnock. 5466. — Demetrius. 3438. — Gedichte. 3231–34 a. — Genoveva. 5443. — Gyges und sein Ring. 3199. — Herodes und Mariamne. 3188. — Judith. 3161. — Maria Magdalene. 3173. — Die Nibelungen. 3171/72. — Der Rubin und andere Novellen. 5513.

Hegel, Verfassung Deutschlands. 6139/40. – Vorlesungen ü. die Philosophie der Geschichte. 4881–85 a.

Heine, Almansor. 4044. – Atta Troll. Deutschland. 2261/61 a. – Buch der Lieder. 2231/32 a. – Neue Gedichte. 2241. – Harzreise. 2221. – Memoiren. 2301. – Der Rabbi von Bacharach. – Herr von Schnabelewopski. 2350. — Romanzero. 2251/51 a.

Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. 5341/42.

Hense, Paul, König Saul. 5060. — Mutter und Tochter. 5144. — Zwei Gefangene. 1000.

Hoffmann, E. T. A., Doge und Dogaresse. – Des Vetters Eckfenster. 464. — Die Elixiere des Teufels. 192–94 a. — Fräulein von Scuderi. 25. – Kater Murr. 153–56 a. – Kreisleriana. – Der Dichter und der Komponist. 5623/24. — Das Majorat. 32. — Meister Martin. 52. – Musikalische Novellen. 5274. – Nußknacker u. Mausekönig. 1400. – Der Sandmann. 230. — Der goldne Topf. 101. — Klein Zaches. 306.

Hoffmann v. Fallersleben, Ausgewählte Gedichte. 4921/22. — Kinderlieder. 4796.

Homer, Ilias. (Von Voß.) 251–53a. – Odyssee. (Von Voß.) 281–83a.

Jean Paul, Flegeljahre. 77–80a,b. – Hesperus. 321–23, 324–26. — Immergrün und andere kleinere Dichtungen. 1840. — Jubelsenior. 457/58. — Das Kampaner Tal. 36. — Dr. Katzenbergers Badreise. 18/19. — Der Komet. 221 bis 224. — Levana. 372–74. — Quintus Fixlein. 164/65a. — Siebenkäs. 274–77. – Schmelzles Reise. 293. – Schulmeisterlein Wuz. 119. – Titan. 1671–74, 1675–78.

Kleist, Heinrich v., Amphitryon. 4519. — Hermannsschlacht. 348. — Familie Schroffenstein. 1768. — Käthchen von Heilbronn. 40. — Der zerbrochene Krug. 91. — Die Marquise v. O... u. a. Erz. 1957. – Michael Kohlhaas. 8. – Penthesilea. 1305. — Prinz von Homburg. 178. — Verlobung in St. Domingo. – Findling. 358.

Knigge, Umgang mit Menschen. 1138–40a.

Lassalle, Arbeiter-Programm. 6048. Franz von Sickingen. 4716/17.

Lessing, Emilia Galotti. 45. — Gedichte. 28. — Der junge Gelehrte. 37. — Laokoon. 271/71a. — Minna von Barnhelm. 10. — Miß Sara Sampson. 16. – Nathan der Weise. 3/3a. — Philotas. 5755.

Leuthold, Gedichte. 5202–4.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution von 1789–1814. 3426 bis 3430a.

Mörike, Gedichte. 4769/70a. — Mozart auf der Reise nach Prag. 4741. — Stuttgarter Hutzelmännlein. 4755.

Platen, Die Abassiden. 478. — Gedichte. 291/92. — Verhängnisvolle Gabel. 118. — Romantischer Ödipus. 5625. — Schatz des Rhampsinit. 183.

Raimund, Der Alpenkönig. 180. — Der Verschwender. 49.

Rousseau, Bekenntnisse. 1603–6, 1607–10. – Emil. 901–4, 505–8a,b. Der Gesellschaftsvertrag. 1769/70. Die neue Heloise. 1361–64, 1365–68.

Scherr, Michel. 5947–50, 5951–53a. – Das rote Quartal. 1551/51a. — Rosi Zurflüh. 5911/12a.

Schiller, Balladen. 1710. — Braut von Messina. 60. — Don Karlos. 38/38a. — Vom Erhabenen. – Über das Pathetische. 2731. — Fiesko. 51. — Der Geisterseher. 70a. — Jungfrau von Orleans. 47. — Kabale und Liebe. 33. — Macbeth. 149. — Maria Stuart. 64. — Der Neffe als Onkel. 84. — Der Parasit. 99. — Phädra. 54. — Die Räuber. 15. — Wilhelm Tell. 12. — Turandot. 92. — Wallensteins Lager. – Die Piccolomini. 41. — Wallensteins Tod. 42/42a.

Shakespeare, Antonius und Kleopatra. 39. — Cortolanus. 69. — Cymbeline. 225. — Die beiden Veroneser. 66. — Ende gut, alles gut. 896. — Hamlet. 31. — Julius Cäsar. 9. — Der Kaufmann von Venedig. 35. — Die Komödie der Irrungen. 273. — König Eduard III. 685. — König Heinrich IV. 2 Teile. 81, 82. — König Heinrich V. 89. — König Heinrich VI. 3 Teile. 56, 57, 58. — König Heinrich VI. Tod. 3327. — König Heinrich VIII. 94. — König Johann. 138. — König Lear. 13. – König Richard II. 43. — König Richard III. 62. — Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen. 26.

Shakespeare, Verlorne Liebes-Müh'. 755. – Viel Lärm um nichts. 98. – Macbeth. 17. – Maß für Maß. 196. — Othello. 21. — Perikles. 170. – Romeo und Julia. 5. – Ein Sommernachtstraum. 73. – Sturm. 46. — Timon von Athen. 308. — Titus Andronicus. 869. — Troilus und Cressida. 818. — Was ihr wollt. 53. — Die lustigen Weiber von Windsor. 50. — Der Widerspenstigen Zähmung. 26. — Wie es euch gefällt. 469. – Das Wintermärchen. 152.

Storm, Der Amtschirurgus. – Der Herr Etatsrat. 6126. — Aquis submersus. 6014. — Ein Bekenntnis. 6138. — Bötjer Basch. 6073. — Carsten Curator. 6054. – Ein Doppelgänger. 6082. — Draußen im Heidedorf. – Im Brauerhause. 6160. — Drüben am Markt. In St. Jürgen. 6070. — Eekenhof. – Zur Chronik von Griespuus. 6023/24. — Ein Fest auf Haderslevhuus. 6145. — Gedichte. 6080/81. — Ein grünes Blatt. – Auf dem Staatshof. 6146. — Eine Halligfahrt. – Psyche. 6071. — Hans und Heinz Kirch. 6035. — Immensee u. a. Sommergeschichten. 6007. — John Riew'. 6072. — Märchen und Spukgeschichten. 6143/44. — Pole Poppenspäler. 6013. — Renate. 6036. — Der Schimmelreiter. 6015/16. – Schweigen. 6055. — Im Schloß. – Veronika. 6108. — Auf der Universität. 6053. — Unterm Tannenbaum. – Abseits. 6159. — Beim Vetter Christian. – Die Söhne des Senators. 6022. — Viola tricolor. – Ein stiller Musikant. 6021. – Waldwinkel. 6205.

Tieck, Gesellschaft auf dem Lande. 1881. — Des Lebens Überfluß. – Musikalische Leiden und Freuden. 1925/25a. — Schöne Magelone. 731. — Wunderlichkeiten. 2064.

Uhland, Gedichte. 3021/22a. — Ernst, Herzog von Schwaben. 3023. — Ludwig der Bayer. 3564.
Usteri, De Vikari. 609/10.

Vischer, Friedrich Theodor, Auch Einer. 5968–70a. 5971–73a. — Faust. Der Tragödie dritter Teil. 6208/09.

Wagner, Richard, Der fliegende Holländer. 5635. — Götterdämmerung. 5644. – Lohengrin. 5637. – Die Meistersinger von Nürnberg. 5639/39a. — Parsifal. 5640. — Das Rheingold. 5641. — Rienzi. 5645. — Siegfried. 5643. — Tannhäuser. 5636. — Tristan u. Isolde. 5638. — Walküre. 5642. — Autobiographische Skizze. – Eine Mitteilung an meine Freunde. 5657 und 5658. — Bayreuth. 5686. — Ein deutscher Musiker in Paris. 5659/60. — Erinnerung. 5671. — Über das Dirigieren. – Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule. 5661/62.

Zschokke, Abellino. 2259. — Addrich im Moos. 1593–95. — Alamontade, der Galeerensklave. 442 u. 443. — Der Blondin von Namur. 910. — Der tote Gast. 370/70a. — Das blaue Wunder. – Es ist sehr möglich. 2688. — Das Goldmacherdorf. 1725a. — Hans Dampf in allen Gassen. 1146. — Jonathan Frock. 518. — Das Abenteuer der Neujahrsnacht. 404. — Tantchen Rosmarin. 2096. — Die Walpurgisnacht. – Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. 2595.

Andere Bücher des Verfassers:

Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1904

Die Katastrophe in Goethes Faust. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1905

Friedrich Schlegel, Die Quellen seines Wesens und Werdens. Leipzig, H. Haessel 1913.

Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Bonn, Marcus & Weber 1913.

In den „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn": Gustav Frenssen. I Nr. 3, 1906.

Von Rilkes Art und Kunstübung. II Nr. 6, 1907.

Der Dramatiker Wilhelm Schmidtbonn. III Nr. 9, 1908.

Ideal und Leben in Richard Dehmels Lyrik. IV Nr. 9, 1909.

Börries von Münchhausen und die deutsche Ballade. VIII Nr. 7/8, 1913.

* *

Mitherausgeber der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte". Berlin, B. Behrs Verlag.

Herausgeber: Friedrich Schlegels Fragmente (nach ihrem inneren Aufbau). Inselbücherei Nr. 179, Leipzig 1914.

In der deutschen Bibliothek: Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Berlin 1914.

Lessings Briefe und Schriften (Auswahl als Dokumente seiner Persönlichkeit). Berlin 1915.

Festschrift für Berthold Litzmann, Berlin, G. Grote 1921.

Gottfried Kellers Schriften in Einzelausgaben der Universal-Bibliothek Nr. 6161—6199, 1920.

Gottfried Kellers Gesammelte Werke in 6 Bänden. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1921.

In Vorbereitung: Die soziale Frage in Weltbild und Gestaltung deutscher Lyriker. — Goethes Freundesbriefe (mit stilgeschichtlichen Einführungen) 2 Bände.

Gottfried Kellers Gesammelte Werke

Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Enders

6 Bände mit Bilderbeilagen

1. **Bd.:** Kellers Leben, menschliche und künstlerische Persönlichkeit. — Formgebung und Kunststil. — Selbstbiographie. — Autobiographisches. — Bibliographie. — Der grüne Heinrich, Band 1. Mit Einführung.
2. **Bd.:** Der grüne Heinrich, Band 2.
3. **Bd.:** Die Leute von Seldwyla. Mit Einführung.
4. **Bd.:** Züricher Novellen. — Die sieben Legenden. — Novellen aus dem Nachlaß. — Mit Einführung und Anhang: Die Legenden Kosegartens (Kellers Quellen).
5. **Bd.:** Martin Salander. — Das Sinngedicht. Mit Einführungen.
6. **Bd.:** Gedichte. — Therese. — Charakteristik des Gottbelf. — Politische Aufsätze. — Die mißlungene Vergiftung. Mit Einführung.

In Reclams Universal-Bibliothek sind erschienen:

Der grüne Heinrich. 2 Bde. Nr. 6161-65, 6166-70. — Pankraz der Schmoller. Nr. 6171. — Romeo und Julia auf dem Dorfe. Nr. 6172. — Die drei gerechten Kammacher. — Frau Regel Amrain und ihr Jüngster. — Kleider machen Leute. Nr. 6173/74. — Spiegel das Kätzchen. — Der Schmied seines Glücks. Nr. 6175. — Die mißbrauchten Liebesbriefe. Nr. 6176. — Dietegen. Nr. 6177. — Das verlorene Lachen. Nr. 6178/79. Der Narr auf Manegg. — Hadlaub. Nr. 6180/81. — Der Landvogt von Greifensee. Nr. 6182/83. — Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Nr. 6184. — Ursula. Nr. 6185. — Die sieben Legenden. Nr 6186/87. — Der Wahltag. — Verschiedene Freiheitskämpfer. Nr. 6188. — Martin Salander. Nr. 6189–92. — Das Sinngedicht. Nr. 6193–96. — Gedichte. Nr. 6197/98. — Der Apotheker v. Chamounix. Nr. 6199.

AUG 11 1983

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY